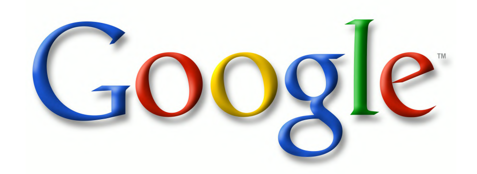
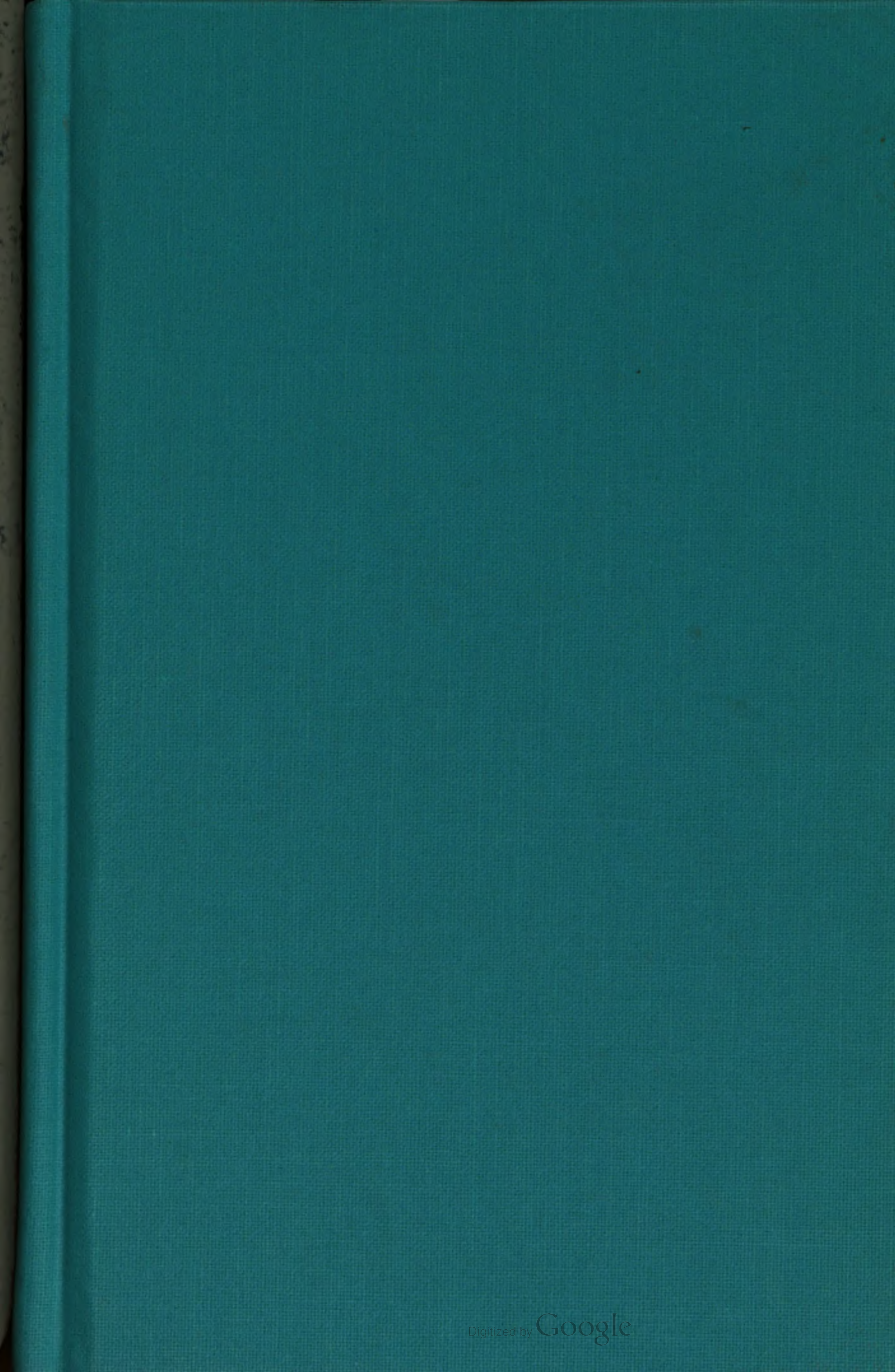
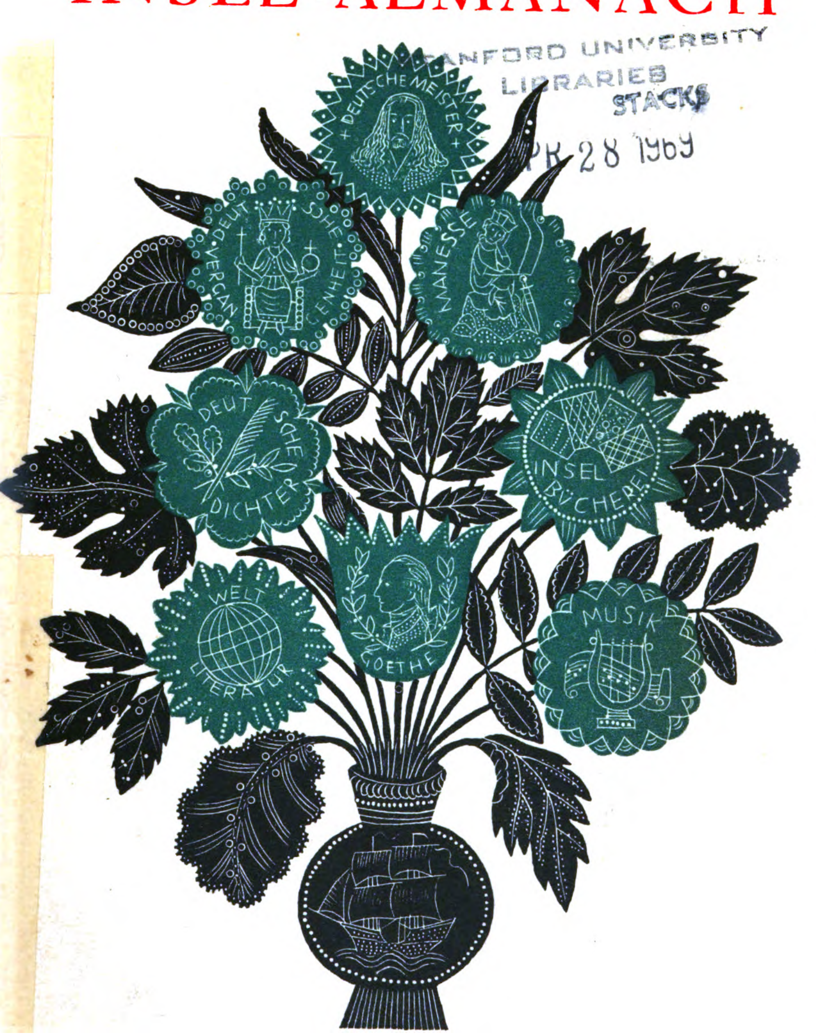




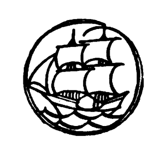

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

DER FÜNFUNDZWANZIGSTE

INSEL-ALMANACH



AUF DAS JAHR 1931



INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR 1931

IM INSEL-VERLAG · LEIPZIG

KALENDARIUM

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

★

GOETHE

	JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ
1	Neujahr	1	Septuagesima	1	Reminiscere
2	Freitag	2	Montag	2	Montag
3	Sonnabend	3	Dienstag ○	3	Dienstag
4	S. n. N. ○	4	Mittwoch	4	Mittwoch ○
5	Montag	5	Donnerstag	5	Donnerstag
6	Epiphanias	6	Freitag	6	Freitag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Sonnabend
8	Donnerstag	8	Sexagesima	8	Oculi
9	Freitag	9	Montag ☾	9	Montag
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Dienstag
11	1. S. n. E. ☾	11	Mittwoch	11	Mittwoch ☾
12	Montag	12	Donnerstag	12	Donnerstag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Freitag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Sonnabend
15	Donnerstag	15	Estomihi	15	Laetare
16	Freitag	16	Montag	16	Montag
17	Sonnabend	17	Fastnacht ●	17	Dienstag
18	2. S. n. E. ●	18	Aschermittw.	18	Mittwoch
19	Montag	19	Donnerstag	19	Donnerstag ●
20	Dienstag	20	Freitag	20	Freitag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Sonnabend
22	Donnerstag	22	Invocavit	22	Judica
23	Freitag	23	Montag	23	Montag
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Dienstag
25	3. S. n. E. ☽	25	Mittwoch ☽	25	Mittwoch
26	Montag	26	Donnerstag	26	Donnerstag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Freitag ☽
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Sonnabend
29	Donnerstag			29	Palmarum
30	Freitag			30	Montag
31	Sonnabend			31	Dienstag

	APRIL		MAI		JUNI
1	Mittwoch	1	Freitag	1	Montag
2	Gründon. ○	2	Sonnabend ○	2	Dienstag
3	Karfreitag	3	Kantate	3	Mittwoch
4	Sonnabend	4	Montag	4	Donnerstag
5	Ostern	5	Dienstag	5	Freitag
6	Ostermontag	6	Mittwoch	6	Sonnabend
7	Dienstag	7	Donnerstag	7	1. Sonnt. n. Tr.
8	Mittwoch	8	Freitag	8	Montag ☾
9	Donnerstag ☾	9	Sonnabend ☾	9	Dienstag
10	Freitag	10	Rogate	10	Mittwoch
11	Sonnabend	11	Montag	11	Donnerstag
12	Quasimodog.	12	Dienstag	12	Freitag
13	Montag	13	Mittwoch	13	Sonnabend
14	Dienstag	14	Himmelfahrt	14	2. Sonnt. n. Tr.
15	Mittwoch	15	Freitag	15	Montag
16	Donnerstag	16	Sonnabend	16	Dienstag ●
17	Freitag	17	Exaudi ●	17	Mittwoch
18	Sonnabend ●	18	Montag	18	Donnerstag
19	Mis. Domini	19	Dienstag	19	Freitag
20	Montag	20	Mittwoch	20	Sonnabend
21	Dienstag	21	Donnerstag	21	3. Sonnt. n. Tr.
22	Mittwoch	22	Freitag	22	Montag
23	Donnerstag	23	Sonnabend	23	Dienstag ☽
24	Freitag	24	Pfingsten ☽	24	Mittwoch
25	Sonnabend ☽	25	Pfingstmontag	25	Donnerstag
26	Jubilate	26	Dienstag	26	Freitag
27	Montag	27	Mittwoch	27	Sonnabend
28	Dienstag	28	Donnerstag	28	4. Sonnt. n. Tr.
29	Mittwoch	29	Freitag	29	Montag
30	Donnerstag	30	Sonnabend	30	Dienstag ○
		31	Trinitatis ○		

JULI			AUGUST			SEPTEMBER		
1	Mittwoch		1	Sonnabend		1	Dienstag	
2	Donnerstag		2	9. Sonnt. n. Tr.		2	Mittwoch	
3	Freitag		3	Montag		3	Donnerstag	
4	Sonnabend		4	Dienstag		4	Freitag	
5	5. Sonnt. n. Tr.		5	Mittwoch		5	Sonnabend	☾
6	Montag		6	Donnerstag	☾	6	14. S. n. Tr.	
7	Dienstag		7	Freitag		7	Montag	
8	Mittwoch	☾	8	Sonnabend		8	Dienstag	
9	Donnerstag		9	10. S. n. Tr.		9	Mittwoch	
10	Freitag		10	Montag		10	Donnerstag	
11	Sonnabend		11	Dienstag		11	Freitag	
12	6. Sonnt. n. Tr.		12	Mittwoch		12	Sonnabend	●
13	Montag		13	Donnerstag	●	13	15. S. n. Tr.	
14	Dienstag		14	Freitag		14	Montag	
15	Mittwoch	●	15	Sonnabend		15	Dienstag	
16	Donnerstag		16	11. S. n. Tr.		16	Mittwoch	
17	Freitag		17	Montag		17	Donnerstag	
18	Sonnabend		18	Dienstag		18	Freitag	☽
19	7. Sonnt. n. Tr.		19	Mittwoch		19	Sonnabend	
20	Montag		20	Donnerstag	☽	20	16. S. n. Tr.	
21	Dienstag		21	Freitag		21	Montag	
22	Mittwoch	☽	22	Sonnabend		22	Dienstag	
23	Donnerstag		23	12. S. n. Tr.		23	Mittwoch	
24	Freitag		24	Montag		24	Donnerstag	
25	Sonnabend		25	Dienstag		25	Freitag	
26	8. Sonnt. n. Tr.		26	Mittwoch		26	Sonnabend	☺
27	Montag		27	Donnerstag		27	17. S. n. Tr.	
28	Dienstag		28	Freitag	☺	28	Montag	
29	Mittwoch	☺	29	Sonnabend		29	Dienstag	
30	Donnerstag		30	13. S. n. Tr.		30	Mittwoch	
31	Freitag		31	Montag				

OKTOBER			NOVEMBER			DEZEMBER		
1	Donnerstag		1	22. S. n. Tr.		1	Dienstag	
2	Freitag		2	Montag		2	Mittwoch	☾
3	Sonnabend		3	Dienstag	☾	3	Donnerstag	
4	18. S. n. Tr.	☾	4	Mittwoch		4	Freitag	
5	Montag		5	Donnerstag		5	Sonnabend	
6	Dienstag		6	Freitag		6	2. Advent	
7	Mittwoch		7	Sonnabend		7	Montag	
8	Donnerstag		8	23. S. n. Tr.		8	Dienstag	
9	Freitag		9	Montag	●	9	Mittwoch	●
10	Sonnabend		10	Dienstag		10	Donnerstag	
11	19. S. n. Tr.	●	11	Mittwoch		11	Freitag	
12	Montag		12	Donnerstag		12	Sonnabend	
13	Dienstag		13	Freitag		13	3. Advent	
14	Mittwoch		14	Sonnabend		14	Montag	
15	Donnerstag		15	24. S. n. Tr.		15	Dienstag	
16	Freitag		16	Montag		16	Mittwoch	☽
17	Sonnabend		17	Dienstag	☽	17	Donnerstag	
18	20. S. n. Tr.	☽	18	Mittwoch		18	Freitag	
19	Montag		19	Donnerstag		19	Sonnabend	
20	Dienstag		20	Freitag		20	4. Advent	
21	Mittwoch		21	Sonnabend		21	Montag	
22	Donnerstag		22	Totenfest		22	Dienstag	
23	Freitag		23	Montag		23	Mittwoch	
24	Sonnabend		24	Dienstag		24	Donnerstag	
25	21. S. n. Tr.		25	Mittwoch	○	25	Weihnacht	○
26	Montag	○	26	Donnerstag		26	2. Weihn. Tag	
27	Dienstag		27	Freitag		27	S. n. Weihn.	
28	Mittwoch		28	Sonnabend		28	Montag	
29	Donnerstag		29	1. Advent		29	Dienstag	
30	Freitag		30	Montag		30	Mittwoch	
31	Sonnabend					31	Donnerstag	

STEFAN ZWEIG / FRANZ ANTON MESMER

„Über nichts wird flüchtiger geurteilt als über den Charakter des Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer sein. In keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter bildet, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, und die guten verlieren.“
Lichtenberg

Ein Jahrhundert lang hat Franz Anton Mesmer, dieser Winkelried der modernen Seelenheilkunde, auf der Schandbank der Schwindler und Scharlatane gesessen neben Cagliostro, dem Grafen Saint-Germain, John Law und andern Abenteurern seiner Zeit. Vergebens protestiert schon der strenge Einsam unter den deutschen Denkern gegen dieses entehrende Verdikt der Universitäten, vergebens rühmt Schopenhauer den Mesmerismus als „die vom philosophischen Standpunkt aus inhaltsschwerste aller gemachten Entdeckungen, auch wenn sie einstweilen mehr Rätsel aufgibt, als sie löst“. Aber welches Urteil wäre schwerer umzustoßen als ein Vorurteil? Üble Rede spricht sich unbedenklich nach, und so gilt heute noch einer der redlichsten Forscher unter den Deutschen, gilt ein kühner Alleingänger, der, von Licht und Irrlicht geheimnisvoll geführt, einer neuen Wissenschaft die Spur gewiesen, seiner undankbaren Nachwelt als zweideutiger Phantast, als unlauterer Schwärmer, und all dies, ohne daß man sich rechte Mühe genommen, sein Leben und seine Lebensleistung zu überprüfen, ohne zu untersuchen, wie viele wichtige und weltverändernde Wahrheiten aus seinen Irrtümern und ungelenken Anfangsübertreiblichkeiten uns erwachsen sind. So sühnt man offenbares Unrecht, dies Bildnis eines verkannten Deutschen zumindest im Geistigen wieder aufzurichten.

Mesmers Tragik: er kam zu früh und kam zu spät. Die Epoche,

in die er tritt, ist, eben weil sie sich auf ihre Vernunft so hahnenstolz viel zugute tut, eine der Intuition völlig abholde, jene (abermals nach Schopenhauers Wort) „superkluge“ Epoche der Aufklärung. Auf den Dunkelsinn des Mittelalters, den ehrfürchtig und verworren ahnenden, war eben der Flachsinn der Enzyklopädisten gefolgt, der Alleswisser, wie man's wohl am sinnfälligsten übersetzt, jene grobmaterialistische Diktatur der Holbach, Lamettrie, Condillac, der das Weltall als interessanter, aber noch verbesserungsfähiger Mechanismus, der Mensch als sonderbarer Denkautomat und die Seele ebenso irreal galt wie Gespenster und Dämonen. Mächtig aufgeplustert, daß sie keine Hexen mehr verbrannten, daß sie die Bibel ins Fabelbuch geschrieben und dem lieben Gott mit der Franklinschen Leitung den Blitz aus der Hand genommen, erklärten diese Aufklärer (und ihre schwachbeinigen deutschen Nachtänzer) alles für gauklerischen Wahn, was man nicht mit der Lanzette packen, nach der Regeldetri beweisen konnte, derart mit dem Aberglauben auch jedes Samenkorn Mystik aus ihrem glashellen, glasklaren (und ebenso zerbrechlichen) Weltall des Dictionnaire philosophique hinausfegend. Was nicht als Funktion tabellarisch nachweisbar war, dekretierte ihr flinker Hochmut als Phantom. Was man mit den Sinnen nicht fassen konnte, nicht etwa bloß als unfaßbar, sondern einfach als nicht vorhanden.

In eine so unbescheidene, unfromme, einzig ihre eigene kaltklare Ratio vergötternde Zeit tritt nun unversehens ein Mann mit der Behauptung, unser Weltall sei keineswegs ein leerer, kraftloser Raum, ein totes teilnahmsloses Nichts ringsherum um den Menschen, sondern ständig durchdrungen von unsichtbaren, unfaßbaren und nur innerlich fühlbaren Wellen, von geheimnisvollen

Strömungen und Spannungen, die in dauernder Überleitung einander berührten und belebten, Seele zu Seele, Sinn zu Sinn. Unfaßbar und vorläufig unbenannt, vielleicht dieselbe Kraft, die von Stern zu Stern strahle und im Mondlicht Schlafsüchtige lenke, könne dies unbekannte Fluid, dieser Weltstoff, von Mensch zu Mensch weitergegeben, Wandlung bei seelischen und körperlichen Krankheiten bringen und derart jene höchste Harmonie wiederherstellen, die wir Gesundheit nennen. Wo der Sitz dieser Urkraft sei, wie ihr wahrer Name, ihr wirkliches Wesen, dies vermöge er, Franz Anton Mesmer, nicht endgültig zu sagen, vorläufig nenne er diesen wirkenden Stoff ex analogia Magnetismus. Aber man sehe doch, bittet er die Akademieen, drängt er die Professoren, einmal vorurteilsfrei, welche erstaunliche Wirkung diese seine Kur durch Bestreichen mit den Händen, durch die Faszination des stählernen Magnetstabs hervorbrächte, man beobachte sie doch, bittet er, von nah und genau, die krankhaften Krisen, die rätselhaften Zustände, die geradezu zauberhaften Heilungen, die er bei psychogenen Gebresten einzig durch magnetische (wir sagen: suggestive) Einwirkung erzeuge. Aber die professorale Aufgeklärtheit der Akademieen weigert sich hartnäckig, auf all diese von Mesmer vorgewiesenen und hundertfach bezeugten Phänomene nur einen einzigen unbefangenen Blick zu tun. Jenes Fluid, jene sympathetische Übertragungskraft, deren Wesen man nicht deutlich deklarieren kann (schon verdächtig dies!), steht nicht im Kompendium aller Orakel, im Dictionnaire philosophique, folglich ist sie nicht vorhanden. Die Phänomene, die Mesmer vorweist, sind mit der nackten Vernunft nicht erklärbar. Folglich existieren sie nicht.

Er kommt um ein Jahrhundert zu früh, Franz Anton Mesmer,

und er kommt um ein paar Jahrhunderte zu spät. Die Frühzeit der Medizin hätte seine abseitigen Versuche mit aufmerksamem Anteil begleitet, denn die weite Seele des Mittelalters hatte Raum für alles Unbegreifliche. Sie vermochte noch kindhaft rein zu staunen und der eigenen inneren Erschütterung mehr zu glauben als dem blanken Augenschein. Leichtgläubig, war diese Zeit doch zutiefst glaubenswillig, und wenn sie oft das Kindische an das Sublime, das Törichte an das Geniale verworren anreihte, immer stand ihre wunderbereite Seele dem Außerordentlichen offen, nichts Unerwartetes schien ihr unmöglich. Nicht absurd wäre ihren Denkern, weder den frommtheologischen noch den profanen, Mesmers Dogma erschienen, daß zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, zwischen Weltseele und Einzelseele, zwischen Stern und Menschheit stofflich verwandte, transzendente Beziehung walte, und selbstverständlich seine These, daß ein Mensch auf den andern zauberkräftig einwirken könne durch die Magie seines Willens und wissende Prozedur. Nicht einmal neu und als Erleuchtung wären jener Frühzeit Mesmers magnetische Experimente erschienen, denn daß man Heilkraft üben könne durch Auflegen der Hände, schrieben die fromm Gläubigen längst den Heiligen und den Königen Frankreichs als unbestreitbares Wesenseigentum zu. Daß an Wallfahrtsorten vermöge der religiösen Durchschütterung des Leibes und dank einer blitzhaften Ekstase Krämpfe entflüchten und Lähmungen weichen, dies gehörte längst zum unverlierbaren Bestand der katholischen Welt. Daß das zarte Streicheln die Nerven entlang den kranken Körper zur Krise reize oder Konvulsionen beruhige, diese Suggestivtechnik des Besprechens, Berührens, übten längst die Ensalmadores in Spanien, die Toucheurs in Frankreich. Und jenem

geheimnisvollen Zusammenhang zwischen siderischer und irdischer, zwischen der Sternenwelt und der Menschheit mühte sich seit tausend Jahren das faustische Denken ihrer besten Geister entgegen. Ohne Mißtrauen also, mit neugierig aufgetanem Herzen hätte noch die nachparacelsische Zeit Mesmers Versuche begrüßt, und ebenso empfindet wieder die neuzeitliche Wissenschaft manche der psychotechnischen Wirkungen dieses ersten Magnetiseurs weder als Gaukeleien noch als wunderhaft. Daß unsere Nerven, unsere Sinne geheimnisvollen Gebundenheiten unterliegen, daß wir „ein Spiel sind von jedem Druck der Luft", suggestiv beeinflußbar von unzähligen äußern und innern Impulsen, wer denkt dies heute noch zu bestreiten? Und daß unser Äther durchschwungen sei von unzähligen Vibrationen, von unfaßbaren Wirksamkeiten, lehrt uns dies nicht immer eindringlicher jeder neue Tag? Selbst gegen Mesmers kühnste Auffassung wehrt sich unser Gefühl nicht mehr, daß unserem individuellen Sein bestimmte Eigenkraft entströme, die weit über das Ende des Nervs hinaus in geheimnisvoller Weise bestimmend auf fremden Willen und fremdes Wesen einwirken könne. Aber Verhängnis, er ist zu früh gekommen oder zu spät: gerade jenes Zeitalter, in das Mesmer das Unglück hat, sich zu verirren, besitzt für dunkles und ehrfurchtsvolles Ahnen, für instinktiv tastendes Vorauswittern schöpferischer Zusammenhänge kein Organ. Gemengte und flutende Begriffe, prophetische Undeutlichkeiten stören dieser materialistischen Epoche die schöne Pappschachtelordnung der Kategorieen. Unerbittlich fordert ihr wasserfarbener Schulmeistergeist für jeden Begriff ein exerzierplatzmäßiges Rechts und Links, hie wahr und hie unwahr, hie Schlaf und hie Wachen, hie krank und dort gesund. Alle Verästelungen im Psycholo-

gischen werden einfach abgesägt, so wie die fülligen Äste in den geometrischen Parken des Rokoko. Nur kein Clair-obscur in seelischen Dingen, Ordnung vor allem und schattenloses Licht! Gerade dort also, wo das geheimnisvolle Zwielicht von Bewußt und Unbewußt beginnt, erweist sich das frostige Tagauge dieser Vernunftwissenschaft als völlig blind. So anerkennt die aufklärerische Medizin in dem Uhrwerk homo sapiens einzig Störungen der Organe, einen kranken Leib und niemals eine kranke Seele. Kein Wunder darum, daß solche mechanistische Arzneikunde für psychogenetische, für neuropathische Verstörungen nichts anderes weiß als die barbarische Baderweisheit, die therapeutische Dreieinigkeit: Purgieren, Aderlassen und kaltes Wasser. Geistesgestörte schnallt man auf das Drehrad, kurbelt sie so lange um, bis ihnen der Schaum vom Munde läuft, oder prügelt sie bis zur Erschöpfung. Epileptikern pumpt man den Magen mit Quaksalbereien voll, alle nervösen Affekte erklärt man als einfach nicht vorhanden, weil man ihnen nicht beizukommen weiß. Und wie jetzt dieser unbequeme Außenseiter Mesmer als Erster vom Psychischen her, durch die Suggestion, durch magnetische und deshalb magisch erscheinende Einflußnahme Erkrankungen seelischen Ursprungs lindert und ihre organischen Folgeerscheinungen beseitigt, da dreht die entrüstete Fakultät die Augen weg und behauptet, nichts gesehen zu haben als Gaukelei und Betrug.

In diesem verzweifelten Vorpostengefecht der modernen Psychotherapie steht Mesmer vollkommen allein. Seine Schüler, seine Helfer sind noch um ein halbes, ein ganzes Jahrhundert zurück. Und tragische Verstärkung dieses Alleinseins – nicht einmal ein vollgewichtiges Selbstvertrauen — panzert diesem einsamen

Kämpfer den Rücken. Denn nur die Richtung ahnt Mesmer, er weiß noch nicht den Weg. Er fühlt sich auf der rechten Spur, fühlt sich durch Zufall einem Geheimnis, einem großen und frucht-baren Geheimnis brennend nah und weiß doch, er kann es nicht allein lösen und völlig entschleiern. Erschütternd darum, wie dieser Mann, den leichtfertige Nachrednerei ein Jahrhundert lang als Scharlatan verrufen, gerade bei den Ärzten, seinen Kamera-den, um Beistand und Hilfe sucht; nicht anders als Kolumbus vor seiner Ausfahrt von Königshof zu Königshof mit seinem Plan des Seeweges nach Indien irrt, überall seine ihm heilig-bewußten Vermutungen offen darlegend, so wendet sich Mesmer mit seinen Experimenten von einer Akademie an die andere und bittet um Interesse und Mithilfe für seine Idee, gleich jenem ver-höhnt und verspottet, bis er schließlich selbst auf seinem kleinen schwanken Fahrzeug die Segel hißt und ins Unbekannte steuert. Genau wie bei seinem großen Entdeckerbruder, der eigentlich nur einen Seeweg nach Indien sucht, steht ein Irrtum am Anfange seiner Bahn, aber ein schöpferischer und forttreibender; genau wie jener verkennt er selbst am erreichten Ziel die Größe der eigenen Tat. Befangen vom mittelalterlichen Wahn des Arcanums, meint Mesmer, mit seiner magnetischen Theorie das Allheilmittel, das ewige Indien der alten Arzneikunde, aufgefunden zu haben, aber sich selber unbewußt, hat er, wie Kolumbus, unendlich viel mehr entdeckt als einen neuen Weg – er hat einen neuen Kon-tinent der Wissenschaft gefunden, mit ungezählten Archipelen und noch lange nicht durchforschtem Gelände: die Psychothera-pie. Denn alle die heute erst aufgeschlossenen Domänen der neuen Seelenkunde, Hypnose und Suggestion, Christian Science und Psychoanalyse, sogar Spiritismus und Telepathie liegen in

jenem Neuland, das dieser tragisch Einsame entdeckte, ohne selbst zu erkennen, daß er einen andern Erdteil der Seele betreten.
Andere haben seine Reiche gepflügt und Saat gewonnen, wo er unbewußt den Samen gestreut, andere den Ruhm geerntet, indes sein Name von der Wissenschaft verächtlich auf dem Schindanger der Ketzer und Schwätzer verscharrt wird. Seine Mitwelt hat ihm den Prozeß gemacht und ihn verurteilt. Nun reift die Zeit, mit seinen Richtern zu rechten.

Einleitung zu einer Studie über Franz Anton Mesmer, die zusammen mit Arbeiten über Mary Baker-Eddys und Sigmund Freud unter dem Titel „Die Heilung durch den Geist" im Februar 1931 erscheinen wird.

K. H. WAGGERL
DER ALTE MESNER KOMMT NACH HAUSE

Ach ja, der alte Christian, es geschieht nicht oft, daß er sich daheim einfindet, um ein paar Tage lang ein geregeltes Leben zu führen und ein Mensch von dieser Welt zu sein. Er ist ein Vagabund, eine Landstreichernatur, unter Tags säuft er Schnaps bei den Bauern, bettelt und säuft, so treibt es der alte Mann. Und nachts schläft er im Heu oder auf der Tenne, wie es sich gerade trifft.
Christian ist es, der dreimal am Tage die Glocken läutet, das tut er trotz allem und versäumt es nicht ein einziges Mal. Er gräbt die Gruben für die Toten des Dorfes und singt den Neugeborenen zur Taufe. Gleich einem grauen riesigen Wächter steht Christian vor den beiden Toren der Ewigkeit. Es macht nichts aus, daß er betrunken ist, dieses Laster besiegelt gewissermaßen seine Unzerstörbarkeit, seine überirdische Würde.

Nun kommt er also nach Hause, der schöne leuchtende Abend stimmt ihn mild und dämpft seine Trunkenheit zu seliger Schwermut. Christian singt leise vor sich hin, und dann hat er ein freundliches Gespräch mit den Zäunen – „da bist du ja," sagt er, „du Dreckpfosten, mein alter Freund! Ja ja ja, es macht nichts aus, sage ich euch. Steht nur ein bißchen schief, meine Lieben, es ist gleichgültig... Du warst ein guter Pfosten, das weiß ich, ein prächtiger Pfosten, du auch. Eine Säule warst du, jawohl, mit Tür und Angeln. Aber jetzt ist deine Jugend dahin. Ja, das ist sie, steh nicht im Wege..."
Christian findet die Tür seines Hauses offen, er tritt ein und setzt sich im Dunkeln auf die Treppe. Das alles rührt ihn so sehr, diese Finsternis, dieses bequeme Ding von einer Stiege, er könnte jetzt gut einen Abendsegen sprechen und alle Menschen darin einschließen, in sein wohlgesprochenes Gebet. Gott würde das vielleicht von ihm annehmen.
„Ich bin nichts wert," sagt Christian laut und andächtig. „Ich bin gar nichts wert, nicht das mindeste, schweigt mir davon! Ja freilich, ich bin betrunken, o Gott, das macht nichts aus, und vielleicht stehe ich auch ein bißchen schief in meinen alten Tagen. Tür und Angel habe ich nicht mehr"...
Tür und Angel, ja, wie geschieht das? Gott sitzt in den Wolken und treibt die Welt vor sich her. Da geht er durch seinen Garten, ein üppiges Gartenland mit vielerlei Gewächsen unter seiner strengen Hand, mit Sträuchern und Blumen. Oh, an manchen Tagen hat Christian einen tiefen Blick, er hat Gesichte, wenn man so sagen will. Die Welt ist ein Rad, ein Mühlrad unter dem sausenden Wasser der Ewigkeit. Sie ist die Werkstatt Gottes, hier arbeitet er, vielleicht besitzt er eine andere

schönere Welt, für die er da arbeitet. Vieles liegt bereit, vieles wird ausgerottet und im Feuer vertilgt. Es ist nichts nütze, auch Christian, ja, auch er. Aber Gott vertilgt ihn dennoch nicht, nein. Zuweilen nimmt er ihn sogar in die Hand und betrachtet ihn lächelnd, er ist ein Stück aus seiner Jugend. Gott war noch jünger, als er ihn machte. Er schuf ihn aus einer Laune, gewiß hatte er nichts weiter damit im Sinn, keinen ernsthaften Gedanken. Aber dann wurde ein wunderliches Ding daraus, eine bunte singende Seele, und gänzlich unnütz.

Das warst du, Christian, lustig in der Welt. Einmal begrubst du etwas in der Nacht, im tiefen Wald, und ein anderes Mal warst du weit weg über dem Wasser. Aber das weißt du nicht mehr, du bist betrunken...

Der Mond steigt herauf, Christian sitzt da und schaut durch die Tür in den lichten milchigen Sternhimmel. Das ist schön. Man könnte fluchen, zum Beispiel ganz unflätig fluchen, so schön ist das. Christian hört auch etwas, die ganze Zeit, während er hier sitzt und schwätzt, hört er irgendwo eine Stimme, ein leises Krähen. Er merkt es recht gut und ist aufgebracht darüber, geradezu wütend: „Schweig," sagt er, „kleine Drecksäule, was willst du? Du Nichts!"

Aber dieser Laut will nicht verstummen. Christian muß schließlich aufstehen, um das stillzumachen, was da kräht. Er findet die Tür in seine Stube und sieht sich um.

Christian schüttelt den Kopf, er strengt seine Augen an und schaut noch einmal hin, – da steht etwas im weißen Mondlicht vor dem Fenster. Es ist ein Wäschekorb, jawohl. Aber Christian hat niemals einen solchen Korb besessen, was soll das nun heißen, ein krähender Wäschekorb in seiner Stube?

„He!“ sagt er drohend. – „Still, du besoffenes Ding!“
Christian ist vorsichtig, das kann ihn nicht aus der Fassung bringen, so ein verteufelter Spuk. Er kommt näher und streckt seinen Hals, fährt zurück und wagt wieder einen Schritt, – wahrhaftig, es ist nicht der Wäschekorb, der da kräht. Das ist etwas Lebendiges. Nimm dich zusammen, das ist ein Kind.
Christian kann das nun nicht begreifen. Er hat eben freundschaftlich mit Gott gesprochen und aus seiner Demut und Nichtigkeit ein Wort an den Herrn gerichtet. Das tut er zuweilen, und auch Gott hat wiederum seinen Spaß mit ihm. Er läßt ihm zum Beispiel den Mond vor die Füße fallen, und ein anderes Mal geschieht es, daß Christian plötzlich drei Schatten hat. Ja, er dreht sich im Kreise und kann diese zwei überzähligen Schatten nicht loswerden, das begibt sich mitten auf dem Dorfplatz, in schlafender Nacht...
Hier aber ist nichts dergleichen im Spiel, hier liegt ein Kind in seinen Windeln, es schaut ihn an und schlägt mit den Händchen.
Der alte Christian lächelt dem kleinen David zu, er sagt auch „Tü tü tü“ und droht ein wenig mit dem Finger. Man muß sich auf einen Spaß verstehen, auf einen lustigen Streich in einer Frühlingsnacht. Jawohl, und „Tü tü tü“, – liege du nur da und krähe! Den alten Christian wirst du nicht um den Verstand bringen, einen Mann, der den Mond aus dem Wasser fischte, einen schneeweißen Suppenteller, wenn du das glauben willst! Christian ist entschlossen, gar nicht weiter auf diese Sache einzugehen. Er wird sich jetzt auf sein Bett legen und schlafen, zum Teufel mit allen Wäschekörben und krähenden Kindern!

Am frühen Morgen aber beginnt der kleine David zu schreien, und nun ist er nicht mehr aus der Welt zu leugnen. Christian steht lange vor ihm, wiegt seinen grauen Schädel und überlegt sich diese Sache. Am Ende ist es wohl so, daß dieses Kind mit einer gewissen Absicht hier liegt. Es schreit, Christian gerät in immer größer werdende Bedrängnis wegen dieses Geschreies, es kommt wie ein Sturzbach aus dem Korbe, ohne Unterbrechung, nicht aufzuhalten, durch nichts zu beschwören. Christian denkt nach, bei Gott, er strengt seinen Kopf an, aber da hilft nichts, kein Tütü, kein Augenrollen und Hörnchenmachen.

Endlich beschließt er, einfach zu fliehen, er will zum Pfarrer gehen oder zur Hebamme. Christian läuft wirklich in das Dorf zur Hebamme, heraus mit ihr, es gilt da etwas ausfindig zu machen, ein Mittel gegen einen brüllenden Wäschekorb!

Nun wird dem alten Christian damit geholfen, daß er eine Milchflasche zu leihen bekommt. David besinnt sich keinen Augenblick, auf diesen Vorschlag einzugehen, er saugt sogleich an der Flasche und streckt auch seine Beinchen in die Luft, um noch besser trinken und schlucken zu können. Christian steht vor ihm und betrachtet ihn schweigend; er ist jetzt keineswegs betrunken, oder doch nur ganz wenig, nur bewegt und gerührt in seiner wirren, verkommenen Seele.

Das Kind ist nun satt, es wendet den Kopf zur Seite und seufzt. Vielleicht will es jetzt schlafen. Christian deckt den kleinen David zu, dann setzt er sich still auf sein Bett.

Ja, die Pflichten häufen sich, diese vielerlei schwierigen Geschäfte. Christian muß noch oft zur Hebamme gehen und ein umständliches Gespräch anknüpfen, – wie ist das zum Beispiel

mit dem Baden? Ein warmes Bad ist wohl unerläßlich, ein tüchtiges Schaff Wasser, Bürste und Seife?
Da steht nun der alte Christian um den hellen Mittag am Pfarrbrunnen und besorgt die Wäsche. Zaun und Fenster sind mit Zeugstücken behängt, mit weißen Windelfahnen und Tüchern an allen Enden. Er geht in seinem Hause aus und ein, steht und reibt seinen kahlen Schädel mit dem Finger. Sorgen umschwärmen ihn wie Fliegen, beladen ist er mit schweren Gedanken. Er vergißt das Ave zu läuten, der Pfarrer muß ihn mahnen. Früher, als er betrunken war und in den Ackerfurchen schlief, damals vergaß er es nicht.
Manchmal überfällt ihn auch wieder der alte Drang im Schlafe, die Traumlust des Herumstreifens. Er verläßt das Haus in der Nacht und läuft davon, ein Stück an den Wiesen entlang, über Äcker und Gräben. Er hört die Frösche rufen, der Wind streicht durch Laub und Gräser. Das ist so seltsam: die Bäume stehn schwarz an den Zäunen und atmen im Schlafe...
Aber Christian kommt nicht weit, ein Glockenschlag hält ihn auf, oder ein Licht in der Ferne. Er besinnt sich plötzlich und kehrt hastig um. Läuft und rennt und kommt atemlos in der Stube an, – da liegt David friedlich schlafend in seinem Korbe.
Ja, der kleine David gedeiht, er wird rund und behäbig, ein vergnügter Kamerad, das ist er für den alten Christian. Sie verstehen einander vortrefflich, obgleich David ja nicht ordentlich reden kann und überhaupt eine gewisse Zügellosigkeit in seinen Äußerungen an den Tag legt. Er lacht und kräht aus vollem Halse, wenn Christian ein ernstes Wort an ihn richtet, eine Abmahnung wegen der Decke, die David keinen Augenblick über sich

dulden will. David findet das nun über die Maßen lustig: – seht nur, Christian, der alte Vagabund, er hält etwas auf eine glattgestrichene Bettdecke!

Es zeigt sich, daß der kleine David auch sonst dem Alten in vielen Stücken überlegen ist, es hilft nicht, mit Augenrollen und ausgesuchten Schimpfworten wider ihn anzugehen. Christian ist selbst ein Kind. Er war einmal unterwegs in der Welt, ja, aber das ist nun schon lange her. Das liegt unendlich weit zurück. Der Bogen senkt sich, und das Leben zieht ihn wieder in den Schoß, die große Mutter...

Abends nimmt Christian den kleinen David aus dem Korb, und dann sitzt er eine Weile im Dunkeln mit dem Kinde auf der Treppe. Er verzehrt dort sein Brot und seine Zwiebeln, während David still im Arm liegt und mit den Rockknöpfen spielt. Christian kaut und trinkt Schnaps dazu. Das kann er nicht aufgeben, er ist so gut wie tot, wenn er nicht trinkt. Es ist warm und gemütlich auf dieser krachenden, ausgetretenen Stiege, Christian rückt sich zurecht, und dann erzählt er dem Kinde etwas:

„Siehst du die Sterne," sagt er, „kannst du sie sehen? Sie sind Löcher, verstehst du, diese Sterne." In Wirklichkeit ist da ein Tuch über uns ausgebreitet, Gott spannte es am Anfang über die Welt. Aber durch alle Ewigkeit halten wohl auch Gottes Zelte nicht, und nun scheint die Herrlichkeit des Himmels doch ein wenig durch, aller Glanz und alles Licht.

„So verhält es sich also mit diesen Sternen, kleiner David! Du möchtest wohl wissen, wie ich dahinter gekommen bin?"

Oh, Christian ist nicht ganz unerfahren, so leicht gelingt es keineswegs, ihm etwas weiszumachen. Da gibt es zum Beispiel auch diese Sache mit den Irrlichtern im Moor...



Krankenbehandlung mit Rauch

„Ein Mann geht nachts über die Felder, es ist stockfinster, er hat sich ein wenig verirrt. Und jetzt sieht er plötzlich einen Schein durch den Nebel leuchten, ein mattes freundliches Licht. Jawohl, aber der Mann ist ein schlauer Kopf, er läßt sich nicht irre machen, es ist eine Nacht voller Heimtücke und höllischer Finsternis.
Er geht nach der anderen Seite weiter, allein nun kommt dieses Licht hinter ihm her, siehst du wohl, auf und ab, es hüpft und blinzelt und bleibt ihm ganz munter auf den Fersen. Der Mann schreitet ein wenig rascher aus. Er fühlt etwas Kaltes in seinem Rücken, das ihn weitertreibt, und nun will er doch nicht nachgeben und hier im finsteren Moor den Kopf verlieren. Nein, er ist ein beherzter Mensch, er pfeift auf diesen verdammten Irrwisch und fühlt sich geradezu aufgelegt, einen Spaß mit ihm zu wagen, einen Tanz auf dem trügerischen Sumpf. Es gibt Gespenster, kleiner David, die in feuchten Löchern hocken, grüne dickbäuchige Gespenster. Nachts kriechen sie hervor und verwirren den Wanderer mit dem fahlen Licht ihrer großen Augen, mit ihren hohlen unheimlichen Stimmen. Sie locken ihn weiter und weiter, andere jagen ihn vor sich her, schweben da und dort über dem mörderischen Moor und rufen.
Auch der Mann hört diese Stimme durch den Nebel kommen, es ist sein Name, das kann er deutlich hören.
Rufe du nur! denkt er grimmig.
Der Mann kennt den Sumpf, er hat ein Haus auf der anderen Seite. Vielleicht ist er ja ein wenig vom Wege abgekommen, aber das macht nichts aus, er wird sich durchschlagen, wartet nur! Er ist durchaus nicht betrunken, wenn es etwa darauf abgesehen sein sollte. So ein Spuk, so ein lächerliches Gespenst, denkt der Mann aufgebracht, ja, er bleibt sogar plötzlich stehen und

antwortet auf die Stimme. He da! ruft er, so verwegen ist dieser Mensch. Er will dem Irrwisch einen Streich spielen und einfach in den Sumpf hineingehen. Von Zeit zu Zeit ruft er, auf den Grasschöpfen stehend, und dann hört er wieder seinen Namen zur Antwort. Das Licht kommt unaufhaltsam hinter ihm her.
Nun aber wird es unheimlich im Moor, der Boden schwankt, der zähe Schlamm faßt plötzlich seinen Fuß und beginnt zu ziehen. Der Mann wirft sich zurück und rettet das Bein mit aller seiner Kraft. Er springt und tastet sich durch, prüft jeden Tritt und kriecht auf den Händen fort. Es gluckst und faucht um ihn her, die ganze Hölle brodelt, wirft Blasen auf, saugt ihn an sich, aber er ergibt sich nicht. Manchmal hockt er im Sumpfgras, keucht und horcht, ruft zurück... Kämpft weiter, ja, und ringt sich wahrhaftig durch bis auf das feste Land.
Steht endlich mitten in den sicheren Wiesen, hehe, der Mann, der schlaue Kopf. Und das Gespenst hat ihn nicht bekommen, siehst du, es ist selbst verschwunden. Er hört noch einen Schrei, einen langen flehenden Ruf, – ja, brülle du nur!
Dann ist es still.
Ist das nun nicht ein Hauptspaß? Ist er nicht ein verteufelter Kerl, dieser Mann in der Nacht?
Jawohl, aber nun kommt er nach Hause und findet das Haus leer. Er hat eine Frau daheim, was heißt das, zum Teufel, es regt sich nichts in allen Stuben und Kammern. Der Mann sucht und lärmt herum, und wenn er etwa wirklich betrunken war, als er über das Moor lief, so ist er jedenfalls jetzt nüchtern, der Spaß muß ein Ende haben!
Er hat auch ein Ende, aber der Mann will es nicht glauben. Niemals kann er diese Sache begreifen: – daß er also in jener Nacht

seine eigene Frau in den Sumpf gelockt hat. Sie wollte ihn suchen, nicht wahr, mit ihrem Licht und ihrer angstvollen Stimme, und dann erstickte sie im Schlamm. Er hörte ihren letzten Ruf und lachte sich zu Tode dabei. Stand auf der Wiese, o mein Gott, und vielleicht kauerte das Gespenst neben ihm im Grase. Es hatte die glühenden Augen fest zugedrückt und lachte mit..."
Christian schweigt eine Weile, auch der kleine David liegt still in seinem Schoß und schläft.
„Ja, schlafe du nur," meint Christian zufrieden. „Aber das ist nun diese Sache mit den Irrlichtern, so verhält es sich mit den Gespenstern im Moor. Die Frau war schwanger, als sie starb, und was den Mann betrifft, so konnte er es eben nicht glauben, laßt diesen Narren!
Er suchte und suchte, natürlich müßte er ja sein Leben lang im Sumpfland wühlen und suchen, es ist eine lächerliche Geschichte. Und vielleicht liebte er die Frau gar nicht so sehr, am Ende war er sie längst satt gewesen, was meinst du? – Oder doch, er liebte sie. Stand im Moor, grub und schrie, suchte und schrie. Er war ein beherzter Mann, sage ich, ein schlauer Kopf, wir sind alle schlaue Köpfe, wir haben das Pulver erfunden. Aber es könnte trotzdem sein, daß sich der Teufel nicht darum kümmert. Ja ja, das wäre nicht unmöglich, wenn man alles zusammennimmt!
Dieser Mann grub da zwei Jahre im Moor und fand nichts. Zwei Jahre lang ging er täglich an einer gewissen Stelle vorüber, und doch lag dort eines Tages ein Schuh, ein kleiner Frauenschuh vor seinen Augen...

Aus dem werdenden Roman „Schweres Blut"

Goldflaumige Frühe.. die Nacht
Die vergebliche ist herum, – noch dunkelts.
Aber Gefieder der Wolke schon glüht
Rosenschwebend im blauenden See über Bergen.
O du zärtliches lügendes Gift
Für die Augen, blind im Abgrund der Finsternis.
Denn wieder ist der erflehte
Der Herr nicht gekommen.

O Wems gelingt,
Des Schicksals riesigen Kristall,
Die himmlische Gottes-Kugel
Und ohne Hinsehn
Auf leichter Schulter zu tragen:
Der komm und lehre mich!
O zu tragen, wie das geheiligte Weib
Mit schlankem Schritt den unsichtbaren Krug auf ihrem Haupt
Und wie ein Engel die Würde des Himmels
Die Bürde der Lauterkeit.

Denn ich, ach, gehe zwar immer
Tief beladen, doch blick ich empor,
Ist Nichts dort, und das gebeugte Haupt
Richtet entsetzt erleichtert ins Leere sich auf.
Wieder dann seh ich,
Herr, deinen heiligen Fuß,
O Goldgestalt in der Ferne,
Schwebend in Eile, o menschenhaft schön,
Her zu mir, her, und ich fliege entgegen

Und kniee und küsse – ach,
Nichts ist dort. Wie das Kind
Steh ich, das lief, seine Hände zu tauchen
In die Feuer-Säulen des farbigen Bogens, und kam
Nur in die Fremde,
Der Armut graue Bitterkeit.

Von Anderen hab ich gehört –
Auch ihrer Keiner ist doch
Bis zum Rand der Erde gegangen
Und lehnte die Stirn und stemmte die Hände
An die berghoch über ihm schwindelnde Wand
Des Himmels und fühlte sie: Erz!
Daß er es wußte mit Händen,
Küßte mit Lippen – Gewalt
Unendlichen Erz-Sturms, den ganzen
Himmel bis oben.
Und kam er nicht hin, wie hat er gewußt?
Hatte denn ihm Gott selber
Alles Innre der Brust
Aus dem Erze geschaffen?

Voll wie mein Fruchtbaum mir in den Garten hängt,
So war euch der Himmel mit schwebenden Göttern gefüllt.
Der Mann sah auf, das Weib sah auf,
Sie sagten: Ja. – Da saß der Gott
In Lüften schwebend wie im Schlaf,
Und lächelnd lag er schon Dem
An der brausenden Brust, der ihn trug
In das Haus, in die wartende Nische.

Und wars geschehn, und war es dann
Nur der Olive grüne Frucht,
Die Traube groß und blau
Oder braunes Büschel des Kornes –
Unsterblichkeit glühte aus allen Winkeln mit Augen,
Der Gott war im Haus.

O er war,
Daß erschreckend von fernher der Wandrer
Hügelauf lief, weil all aus den Fugen
Der Heimstatt himmlischer Brodem strömte.
Und innig es wissend trat er mit Schweigen
Zur ewigen Speise ins nektardurchduftete Haus.

O komme, Herr! O werde Leib
Und bleibe Gott! Bist du bereit?
Ich bin bereit zu sterben,
Wenn ich dich angerührt.

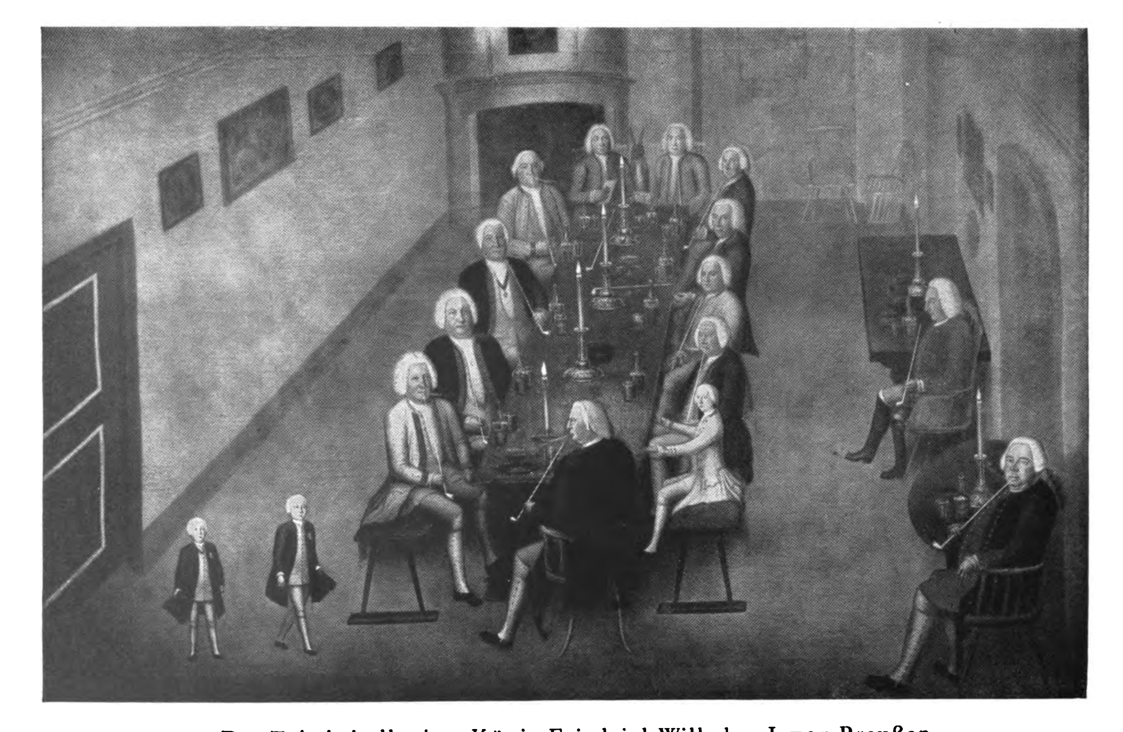
EGON CAESAR CONTE CORTI / DER ERSTE TABAK IN EUROPA

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert war das König-reich Portugal eine reiche und stolze Weltmacht. Heinrich der Seefahrer und König Johann III. hatten in jeder Weise die aben-teuerlichen Fahrten zur Entdeckung neuer Gebiete gefördert und das Mutterland Portugal durch die in Afrika, Indien und Süd-amerika neu erschlossenen Gebiete mit ihren Erzeugnissen, wert-vollen Metallen, Gewürzen, Farbstoffen u. dgl. unendlich berei-

chert. Portugal besaß fast das Monopol des Handels mit Indien und hielt gleichzeitig in kluger Weise gute Beziehungen zur Europa umspannenden Weltmacht Karls V. aufrecht, was sich auch in der Heirat König Johanns III. mit der jüngeren Schwester des Kaisers äußerte.

Die Residenz Lissabon wurde zu einem prachtvollen Hafen und einer großartigen Handelsmetropole ausgestaltet. Im Jahre 1557 starb der König, ohne daß einer seiner zahlreichen Söhne ihn überlebt hätte. Sein Enkel und Nachfolger Sebastian war beim Tode des Großvaters, zur Zeit, als Lissabon im Mittelpunkt des Weltinteresses stand, noch ein dreijähriges Kind. Alles träumte und schwärmte von Entdeckungen, Eroberungen und sagenhaften Reichtümern, die in den Ländern jenseits des Weltmeeres mühelos errafft werden konnten, und von neuartigen Früchten, Pflanzen, Gebrauchs- und Kunstgegenständen aller Art. Ein Goldfieber hatte das portugiesische Volk, den damaligen Herrn der Meere, erfaßt, das zahllose unternehmende Männer in die Kolonieen nach Asien, Afrika und Brasilien trieb. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts zeigte sich der zunehmende Reichtum des Landes in unerhörter Prachtentwicklung des königlichen Hofes und im sprunghaften Wachstum der 1559 ohne Vororte etwa 100000 Einwohner zählenden Hauptstadt, die unter anderem in bezeichnender Weise auch der Mittelpunkt einer hoch entwickelten Goldschmiedekunst wurde. Der Ruf portugiesischer Größe und Macht verbreitete sich über die Welt. Schiffe aller Nationen kamen nach Lissabon, um dort die Erzeugnisse überseeischer Länder, insbesondere Gewürze zu holen, und ihre Bemannungen lauschten mit heißem Interesse den Erzählungen der spanischen und portugiesischen Seeleute über Sitten und Gebräuche ferner

Erdteile. Sie ließen sich die fremdartigen Früchte und Gewächse zeigen und zerstreuten sich dann mit der Kunde von all dem Neuen über die Welt. Auf diesem Wege war auch die Sitte des Rauchens von den spanischen und portugiesischen Seeleuten in den Hafenstädten zuerst nur spärlich, später aber in immer wachsendem Maße von den Matrosen anderer seefahrender Nationen aufgenommen und ihre Verbreitung langsam vorbereitet worden. Da vor allem in Lissabon die neuartigen Erzeugnisse der Überseeländer eintrafen, strömten Kaufleute und Ärzte aller Art dahin, in der Hoffnung, auf diese Weise gewinnverheißende Kenntnisse zu sammeln. Insbesondere war dies auch die Aufgabe der am portugiesischen Hofe beglaubigten Gesandten der übrigen Mächte.
1559 hatte Frankreich einen gewissen Jean Nicot aus Nîmes als Gesandten an den portugiesischen Hof geschickt. Er stammte zwar nur aus einer einfachen Notarsfamilie, es war ihm aber gelungen, am Hofe Heinrichs II. eine Verwendung im Dienste des Großsiegelbewahrers Frankreichs zu bekommen und auf diese Weise schließlich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, der ihn in der Folge zu seinem Privatsekretär ernannte. In dieser Verwendung kam er sowohl mit der königlichen Familie als auch mit den anderen Angehörigen des Hofes, um den sich alles scharte, was Namen und Reichtum besaß, in Berührung. Er war erst neunundzwanzig Jahre alt, als er nach Lissabon abging, um dort die Heirat des – fünfjährigen Königs Sebastian mit der damals – sechsjährigen Margarete von Valois, der Tochter Heinrichs II., zu betreiben!
Neben dieser Aufgabe, deren Lösung übrigens nicht gelang, interessierte sich Nicot außerordentlich für die portugiesischen



Das Tabakskollegium König Friedrich Wilhelms I. von Preußen

Fortschritte in den Kolonieen und beeilte sich, jede neue Errungenschaft, die nach Lissabon kam, der Heimat zu vermitteln. So hatte er dem König schon das Indigo übersandt mit der Bemerkung, es sei eine so ausgezeichnete Farbpflanze, daß sie alle bisher verwendeten Mittel völlig in den Schatten stelle. Auch der Tabak war inzwischen sowohl in getrockneten Exemplaren wie auch durch Einpflanzen von Samenkörnern in Ziergärten und solchen für medizinische Pflanzen nach Lissabon gelangt, weniger aber zum Zwecke des Rauchens oder Schnupfens, vielmehr teilweise als Zier-, insbesondere aber als Heilpflanze. Nicot war mit dem berühmten Damian de Goës, einem Gelehrten, Musiker, Paläographen und eifrigen Botaniker, sehr befreundet und erhielt von ihm viele wichtige wissenschaftliche Nachrichten, insbesondere solche über in den neuentdeckten Gebieten gewonnene Pflanzen. Damian de Goës zeigte auch Nicot, als dieser einmal bei ihm speiste, die Tabakpflanze in seinem Garten und erzählte ihm dabei die Mär, daß dem Kraute unerhörte Heilkräfte innewohnten. Nicot erbat sich daraufhin einige Stücke und ließ sie in den Gärten der französischen Gesandtschaft zu Lissabon einsetzen. Er war erfreut, wieder etwas entdeckt zu haben, was er seinem König vermitteln und was ihm dessen Anerkennung und Dankbarkeit eintragen konnte. Von Damian de Goës und auch von anderen Seiten hatte er gehört, daß die Pflanze durch Auflegen auf krebsartige Geschwüre – „Noli me tangere" nannte man diese damals –, dann auf allerhand Wunden und sonstige „fressende Schäden" wunderbare Heilungen erzielt habe. Insbesondere ein Freund eines seiner Kammerjungen wollte durch dieses Kraut von einer Wunde nahe der Nase geheilt worden sein. Nicot ließ sich den Jungen kommen, behandelte ihn

noch zehn Tage weiter mit der Pflanze und beobachtete, daß die Wunde wirklich gänzlich ausheilte. Andere ähnliche Fälle völliger Heilung von Wunden und Abszessen, denen man Unheilbarkeit zuschrieb, soll Nicot beobachtet haben, und zahlreiche Leute kamen zu ihm, um ihn um die wundertätige Pflanze zu bitten.

Jetzt war er, der ja nichts mehr wünschte, als dergleichen Wundermittel zu entdecken, von der Heilkraft völlig überzeugt. Er fand auch, daß der kühlende Duft der Pflanze, wenn sie gegen Nase und Stirn gehalten wurde, das Kopfweh, unter dem er litt, erstaunlich linderte.

Am französischen Hofe hatte man bisher nur einmal Kunde von Heilkuren erfahren, die mit der Tabakpflanze durchgeführt wurden. Giovanni de Verazzano hatte in einem Briefe an Franz I. von Frankreich im Jahre 1523 den merkwürdigen Gebrauch der Indianer erwähnt, den Rauch bestimmter Pflanzen sowie diese selbst als Heilmittel zu benutzen, doch König Franz I. war gestorben und die Nachricht in Vergessenheit geraten.

Nicot empfahl die Tabakpflanze aber ausschließlich als Heilmittel; von Rauchen oder Schnupfen in der damals schon in Amerika üblichen Form ließ er kein Wort verlauten, höchstens daß er vielleicht später nach seiner Rückkehr an den Pariser Hof die Anwendung in Rauch- oder Pulverform durch die Nase, nach dem medizinischen Jargon späterer italienischer Apotheker, gleichsam als „clysterium nasi“ empfahl. Wenige Monate nach dem Briefe Nicots an den Kardinal von Lothringen im August 1560 kam dessen Bruder, der Grand Prieur Franz von Lothringen, einer der höchsten geistlichen Würdenträger Frankreichs und vollendeter Kavalier, der nach dem Tode König Franz' II.

dessen Witwe Maria Stuart nach Schottland zurückgeleitet hatte, mit einer Galeerenflotte in Lissabon an. Er sollte die Freundschaft zwischen den beiden Reichen Frankreich und Portugal befestigen und den schlechten Eindruck verwischen, den der gescheiterte Heiratsplan zwischen den königlichen Kindern hervorgerufen hatte. Der Prinz besuchte natürlich den französischen Gesandten Nicot in der portugiesischen Hauptstadt, stieg bei ihm ab und wurde von ihm auch in den Garten geführt, wo die im Frühjahr gesäten Tabakpflanzen schon zu gewaltiger Höhe emporgewachsen waren und nach schöner Blüte bereits ausgereifte Samenkörner trugen. Nicot erzählte auch dem geistlichen Würdenträger von den wunderbar heilkräftigen Eigenschaften der Pflanze, die die Fama mittlerweile ins unendliche übertrieben hatte, und gab ihm Samen und Pflanzen in die Heimat mit. Gleichzeitig ließ er auch durch den nach Paris zurückkehrenden Grand Prieur solche für die Königinmutter Katharina von Medici mitnehmen, eine Frau, die, wie bekannt, dem Einfluß von Magikern, Alchimisten, Astrologen, abergläubischen und wunderbaren Gebräuchen höchst zugänglich war. Sie sah auch wahrscheinlich in dieser so sehr empfohlenen Heilpflanze eine übersinnliche Kraftwirkung und interessierte sich daher sehr für die neue Errungenschaft. Der Grand Prieur tat so viel zur weiteren Verbreitung der Pflanze im Lande, daß diese schließlich in Frankreich vielfach „l'herbe du Grand Prieur" genannt wurde.

Es war geradezu märchenhaft, welche Fülle von Krankheiten diese Pflanze heilen sollte. Ein berühmter Arzt der Universität Sevilla, Nicolò Monardes, beschäftigte sich damals besonders mit all den heilkräftigen und nützlichen Dingen, die aus Indien nach Spanien kamen, und schilderte in einer diesen Studien ge-

widmeten, 1565 veröffentlichten Schrift ausführlich die wunderbaren Heilkräfte des Tabaks, die ihm aus der Neuen Welt heimgekehrte spanische Seefahrer mitgeteilt hatten. Er erwähnt zwar flüchtig die mexikanischen Rauchrohre, aber den breitesten Raum nehmen die medizinischen Eigenschaften ein. Husten, Asthma, Kopfschmerz, Magenkrämpfe, Gicht und Frauenleiden sollten nach Monardes der Wirkung dieser Pflanze nicht standhalten. Bloßes Auflegen eines frischen Tabakblattes auf den Bauch sollte sofortiges Abgehen etwa vorhandener Eingeweidewürmer bewirken. Frische Wunden, bösartige Geschwüre seien durch frische Blätter und aus Tabak bereitete Salben spielend zur Heilung zu bringen. Die Schrift des gelehrten Professors der Universität Sevilla machte ungeheures Aufsehen in der gesamten Alten Welt, die unter der Unfähigkeit und oft auch unter den schwindelhaften Kuren damaliger Ärzte litt. Suchten diese doch noch vielfach mit Aberglauben und Beschwörungen zu heilen. Der Hunger nach besseren Medizinen und Heilmitteln bewirkte bald, daß des Monardes Schrift sofort ins Lateinische, Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde.

Der französische Übersetzer Gohorry, der das Buch im Jahre 1572 neu herausgab, wollte ihm in Frankreich eine besondere Verbreitung sichern. Er wußte, daß die Königin Katharina von Medici, die seit 1560 die Regentschaft für den unmündigen König Karl IX. führte, sich für die Pflanze interessierte und an ihre Heilkraft glaubte. Es lag ihm daran, daß sein Buch bei Hof bekannt und wohl aufgenommen werde, weshalb er der Tabakpflanze den Namen „Herbe Médicée“ gab; er nahm diese Bezeichnung in den Titel seiner Übersetzung auf und ließ sie dann durch einen ihm befreundeten Arzt der Königinmutter überrei-

chen. So verbreitete sich eine Zeitlang der Name „Herbe Médicée“ in Frankreich und gab zu einer Legendenbildung Anlaß, die unter anderem die Königin zur Erfinderin des Tabakschnupfens machen sollte, das erst viel später in Frankreich eingeführt und geübt wurde. Es ist jedoch keineswegs nachweisbar und nach den Nachrichten jener Zeit sogar unwahrscheinlich, daß Katharina von Medici jemals geraucht oder geschnupft habe. Auch sie scheint den Tabak lediglich als Heilmittel gekannt und entweder selbst oder bei einem ihrer Söhne Franz II. oder Karl IX. gegen Kopfschmerzen verwendet zu haben.

Auch dieser Übersetzer fügte einige in seiner Heimat Frankreich gemachte Beobachtungen hinzu und erwähnte, daß Herr de la Brosse Chapelin, erster Arzt und Mathematiker des Königs, die Pflanze bereits in seinem Garten gezogen habe, wo sie bis sieben Fuß hoch geworden sei. In der Chirurgie habe sie sich von so großer Nützlichkeit erwiesen, daß der erste Chirurg des Königs, Race, sie in einem Garten nächst dem Temple in Massen angepflanzt habe.

Indessen war Nicot über das Mißlingen seiner diplomatischen Mission im Jahre 1561 etwas verärgert nach Frankreich zurückgekehrt und entschlossen, sich nun nicht mehr politischen, sondern bloß wissenschaftlichen Zwecken, so z. B. der Abfassung eines französischen Wörterbuches, zu widmen. Er hatte große Massen von Tabaksamen und Tabakblättern mitgebracht und scheint sich von dieser Pflanze auch wissenschaftlichen und geschäftlichen Erfolg versprochen zu haben. Doch betrachtete er den Tabak immer nur als eine pharmazeutische Heilpflanze. In Nicots Dictionnaire der französischen Sprache zum Beispiel kommt ein Ausdruck für Rauchen nicht vor. Aber sein begei-

stertes Eintreten für die Pflanze heftete doch wieder seinen Namen an ihre Einführung in Frankreich, und die Verfasser eines Buches über Agrikultur und Landwirtschaft, die Brüder Liebault, nennen zum erstenmal die Tabakpflanze nach dem „premier inventeur de cette herbe“ Nicotiana. Seither blieb der Pflanze der wissenschaftliche Name Nicotiana, während das ihr eigene Gift, das erst im 19. Jahrhundert als solches entdeckt wurde, damals den Namen Nikotin erhielt. Beide Namen gehen auf den Gesandten Jean Nicot zurück.

Aus dem Werke: Die Trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens

---

ERNEST CLAES / WIE FLACHSKOPF DIE WASSERSUCHT BEKAM

Fompe hatte am Tage vorher geflucht, und der Lehrer hatte es gerade gehört. Er hatte den jungen Sünder verprügelt, ihn dann im Strafzimmer eingeschlossen und nach Schulschluß dabehalten, damit er das ganze Kapitel der Samariterin abschriebe. Dann gab er ihm noch ein Briefchen mit, damit auch sein Vater von dieser Missetat unterrichtet wäre, in der Hoffnung, daß Fompes Vater seinen Sohn auch noch einmal übers Knie legen würde. Fompe hatte das Briefchen unterwegs selber gelesen und es so gefährlich für seine persönliche Sicherheit gefunden, daß er es in tausend Stücke zerrissen und weggeworfen hatte. Die Strafe in der Schule war nach seiner Meinung ausreichend gewesen, und Fompe urteilte, daß es angebracht sei, seinen Vater mit dieser Geschichte nicht zu belästigen.

Jetzt schritten sie hinter dem Lehrer in den Schulraum, suchten ihre Plätze auf und waren ziemlich laut, da sie sofort bemerkt hatten, daß der Lehrer heute seinen guten Tag hatte. Nur Fompe war anfänglich ruhig, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der Lehrer hatte öfters solche Launen. Den einen Tag schien er ganz vergessen zu haben, daß er Lehrer sei, und die Knaben trieben es so bunt, daß sie bald die ganze Schule einzureißen drohten. Am nächsten Tag hätte er jemand halbtot geschlagen wegen der lumpigsten Kleinigkeit. Es war wiederholt vorgekommen, daß er einen Schuljungen so zugerichtet hatte, daß die Eltern sich beschwerten und drohten, sich an den Minister oder an den König zu wenden. Was den Lehrer dazu veranlaßte, den einen Tag so und am nächsten Tag wieder anders gelaunt zu sein, blieb ein Rätsel.

Nach dem Gebet nahm er Karl Frommes „Vaterländische Geschichte" zur Hand, schlug das Buch auf gut Glück auf und sagte: „Lernt die zwei ersten Seiten über das Lehnswesen." Dann reichte er Karl das Buch zurück. Sein abwesender Blick glitt flüchtig über die Köpfe; und da Fompe, halb versteckt hinter Mul Tümmers Rücken, ihn mit scheuem Blick verfolgte, erinnerte er sich plötzlich und fragte halb lächelnd:

„Nun, Fompe, was hat dein Vater zu dem Briefchen gesagt?"

Alle hoben gespannt den Kopf. Da der Lehrer „Fompe" gesagt hatte, wußte dieser, daß ihm kein Unheil drohte.

„Er... er mußte lachen, Herr Lehrer", antwortete er mit unsicherer Stimme.

Und über die Antwort mußte der Lehrer nun auch lachen; denn er las ganz deutlich in Fompes Augen, daß er das Briefchen nicht

abgeliefert hatte. Er konnte von Glück reden, daß der Lehrer heute so guter Laune war! Die ganze Klasse lachte, weil der Lehrer gelacht hatte. Eigentlich hätten sie es ergötzlicher gefunden, wenn Fompe noch einmal verprügelt worden wäre.

Der Lehrer stellte sich hinter sein Pult und fing an, irgend etwas zu lesen. Seine Gedanken waren nicht mehr in der Schule. Die Knaben schlugen ihre „Vaterländische Geschichte" auf, pflanzten die Ellbogen aufs Pult, schoben den Kopf zwischen beide Fäuste und studierten, als ob sie sich die Geschichte des Mittelalters fürs ganze Leben einprägen wollten. Sie murmelten halblaut den Text des Buches. Das war so Mode. Auch wechselte dieser und jener seinen Platz, und Tjeef hatte sich neben Flachskopf gesetzt. An solchen Tagen kam es nicht so genau drauf an.

Es gab aber nicht viele, die bei dem Studium beharrten. Sie wußten, daß der Lehrer das Kapitel nur aufgegeben hatte, um sie zu beschäftigen, und wenn er zum Schluß darüber fragte, dann kamen höchstens die Knaben auf der ersten Bank dran.

Mul Tümmer war mit dem Kopf auf dem Pult eingeschlafen. Fix Knut, der gerade hinter Flachskopf saß, flocht eine Schnur, Petik Lange und Paul Fuchs unterhielten sich über Tauben, Tjeef zeichnete auf dem Umschlag seines Schreibheftes eine Kanone, und Flachskopf unterstützte ihn dabei mit guten Ratschlägen. Bei dieser anstrengenden Arbeit guckte Tjeefs Zunge halb zum Munde heraus und bog sich um die Oberlippe; bei ganz schwierigen Stellen schob sie sich von rechts nach links.

Eine Viertelstunde lang war alles ruhig. Man hörte nur das Gemurmel derer, die sich tapfer auf das Lehnswesen stürzten, das Scharren eines Holzschuhes unter den Bänken und ab und zu ein leises Flüstern.

Fopke Naets summte das Lied vom Lehrer, das der Schuljugend seit Jahr und Tag bekannt war:

„Ziegenbart – huhuhu,
Gar nicht zart – huhuhu,
Langer Stecken – huhuhu,
Kannst verrecken – huhuhu“,

und das „huhuhu“ wurde von einzelnen mitgebrummt.
Flachskopf fragte Tjeef flüsternd:
„Wo ist Dabbe?“
Dries vom Weidenhof, der sich umgedreht hatte, um sich mit Tjeef und Flachskopf zu unterhalten, antwortete: „Er ist krank, er hat ein dickes Ohr, wie ich gehört habe.“
Alle drei beneideten Dabbe. Lieber ein dickes Ohr, als hier in der langweiligen Schule zu sitzen!
„Das habe ich voriges Jahr auch gehabt,“ sagte Flachskopf, „und da bekam ich gute Milch und Kandiszucker.“
„Ich täte sonst was, um auch krank zu sein!“ seufzte Dries mit betrübter Miene.
„N... nun,“ stotterte Tjeef, „ich ha... habe hier eine Z... Z... Zwiebel, und wenn du d... die unter d... deinen Arm steckst, d... da bekommst du die Wa...Wa...Wassersucht“, holte eine kleine runde Zwiebel aus seiner Hosentasche und zeigte sie Dries.
„Ist das auch wirklich wahr?“
„Ei gewiß,“ bestätigte Flachskopf, „das habe ich schon hunderttausendmal gehört... ich will verrecken, wenns nicht wahr ist.“
Dries nahm die Zwiebel und wandte sein Gesicht dem Lehrer zu. Er zog sein Hemd über dem Gürtel etwas in die Höhe und schob sie in die linke Achselhöhle. Dann drückte er den Arm

fest an seinen Körper, um bald die erhoffte Wassersucht zu bekommen und nach Hause gehn zu dürfen.
Flachskopf hatte unter der Bank etwas gesucht. Als er wieder heraufkam, flüsterte er Tjeef ins Ohr:
„Tjeef, schau mal unter die Bank, Driesens Hemdzipfel hängt aus seiner Hose."
Tjeef guckte auch nach. Wahrhaftig, um die Zwiebel unter den Arm zu stecken, hatte Dries das Hemd hochgeschoben, und nun hing es feierlich hinten herunter. Tjeef mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut zu lachen.
„Es si–sieht aus wie ein Spüllappen", stotterte er.
Alle Knaben, die Dries sehen konnten, amüsierten sich köstlich, und ein heimliches Kichern summte durch den Schulraum. Sie paßten aber gut auf, daß Dries es nicht merkte, um möglichst lange ihren Spaß dran zu haben.
„Dries," fragte Flachskopf mit ernster Miene, „kommt die Wassersucht noch nicht?"
„Ich spüre noch nichts," flüsterte Dries, „mein Mund ist noch pulvertrocken."
„Du mußt ver–verdammt Geduld haben!" sagte Tjeef.
Dries saß da wie eine dumme Ziege, er merkte wohl, daß die anderen sich über ihn lustig machten, aber er glaubte in seiner Unschuld, es wäre deswegen, weil er sich mit dieser Zwiebel krank machen wollte. An sein Hemd dachte er mit keiner Silbe. Aber das gedämpfte Lachen und Kichern störte den Lehrer in seinen ernsten Gedanken. Sollte er denn bei diesen Bengeln nie einen Augenblick Ruhe haben? Sein Blick ging unbemerkt über die Köpfe, erst zu Fompe, ob der vielleicht wieder die Zehe durch die Bank gesteckt hatte... Nein, Fompe bohrte in seiner Nase

herum und schien seinen ganzen Verstand dazu nötig zu haben. Der Lehrer merkte, daß es irgendwo in der Nähe von Tjeef und Flachskopf sein mußte. Er schritt scheinbar gleichgültig durch den Schulraum, – und ja, jetzt sah er den Hemdzipfel auch hängen. Wütend sprang er hin und versetzte Dries eine schallende Ohrfeige. Dries sprang erschrocken auf und warf beide Arme in die Höhe, um seine Ohren zu schützen; die Zwiebel rutschte aus seiner Achselhöhle und kollerte unter die Bank. Der Lehrer hatte es glücklicherweise nicht gesehen, und Flachskopf hob sie schnell auf.

Dries bekam noch ein paar Backpfeifen, und überzeugt, daß es immer noch wegen der Zwiebel war, schrie er:

„Die Zwiebel gehört Tjeef, Herr Lehrer, ich sollte die Wassersucht davon bekommen!"

„Das ist ver–verdammt eine Lü–Lüge!" widersprach der Beschuldigte.

Aber der Lehrer begriff nicht den Zusammenhang zwischen einem Hemdzipfel und der Wassersucht, sah nur die von Dries ausgehängte Fahne und hieß ihn vorn auf die Estrade knieen, die Nase fast an der schwarzen Tafel. Nun sah die ganze Klasse den Hemdzipfel hängen, und die Bengel schrieen und lachten wie wahnsinnig. Der Lehrer gab auch Tjeef noch eine Maulschelle, ohne eigentlich zu wissen, warum, und befahl ihm, auf der letzten Bank Platz zu nehmen. Tjeef war wütend, weil er überzeugt war, daß man ihn ganz unschuldig in diese Sache verwickelt hatte.

Flachskopf war gut weggekommen, und er hatte außerdem die Zwiebel, ohne daß jemand es gesehen hatte. Nun wollte er die Probe an sich selbst machen, denn daß man krank davon wurde, das hatte er wirklich oft gehört.

Die Zwiebel wanderte also in Flachskopfs Achselhöhle. Es war ein sonderbares Gefühl, die glatte, kühle Knolle auf der bloßen Haut zu spüren. Genau wie Dries drückte er den Arm fest an seinen Körper, aber er tastete ein paarmal hinten an seiner Hose, um sich zu vergewissern, daß sein Hemd nicht auch heraushing. Die „Wassersucht" kam bei ihm ebensowenig wie bei Dries. Er fing an zu glauben, daß das nur ein leeres Gerede sei, und ungeduldig vom langen Warten, holte er nach einer Weile vorsichtig die bereits warm gewordene Zwiebel aus der Achselhöhle wieder heraus. Er betrachtete die glänzende, rote Knolle mit einem zornigen Blick, roch einmal dran, und dann fiel ihm plötzlich ein: wenn ich sie nun aufäße... Ja, das beißt wohl ein wenig, aber er würde bestimmt davon krank werden und nach Hause dürfen. Flachskopf schob also die Zwiebel in den Mund, biß ein paarmal darauf mit fest zugekniffenen Augen, schluckte mit einer Schnute, als kaue er auf seinem eigenen Magen herum, und dann klang plötzlich durch den stillen Raum ein ängstlicher Schrei: „Öh! Öh! Öh!... Ich muß mich brechen!" Die Knaben erhoben die Köpfe, der Lehrer sprang hastig herbei, sah Flachskopf, der grün und blau im Gesicht war, würgen, als müßte er Kieselsteine hinunterschlucken, und wollte schon zu seinem bewährten Mittel, den Ohrfeigen, greifen. Es kam ihm aber zu seltsam vor, er dachte, daß diesmal wirklich etwas Ernstes mit Flachskopf los wäre, und wollte ihm gerade beim Aufstehen helfen, als dieser mit einem Seufzer der Erleichterung und mit heiserer Stimme sagte: „Sie ist durch!" Er keuchte wie ein kurzatmiges Pferd, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren.
„Was ist durch?" fragte der Lehrer verwundert, während er ihm streng in die Augen sah.

„Nichts, Herr Lehrer… Das macht, glaube ich, die Wärme… Ich dachte, daß ich mich brechen müßte… Ich wäre beinahe gestorben…“

Aber Tjeef, auf der letzten Bank, hatte plötzlich erraten, was geschehen war.

„Ich glaube, Herr Lehrer, da–da–daß er m–m–meine Zwiebel ver–verschluckt hat, u–u–um die Wassersucht zu bekommen…“

Das brüllende Gelächter der Knaben bestätigte diese Worte, und alle riefen, auch die, die nichts davon wußten: „Jawohl, Herr Lehrer, es kommt von der Zwiebel!“ Jetzt wußte der Lehrer Bescheid. Er brauchte übrigens nur Flachskopfs rotes Gesicht zu betrachten und seinen Mund, der vom scharfen Nachgeschmack noch ganz verzerrt war, um sich zu überzeugen, daß es nicht von der „Wärme“ kam. Dries hatte auch etwas von einer Zwiebel verlauten lassen, aber da war er nicht klug daraus geworden… Es war also wieder dieser verfluchte Flachskopf, der die ganze Klasse in Aufruhr gebracht hatte.

Anstatt Mitleid zu zeigen, anstatt ihn nach Hause zu schicken, gab ihm der Lehrer eine tüchtige Tracht Prügel und beförderte ihn mit einem Fußtritt auf den Spielplatz. Er sollte eine halbe Stunde nachsitzen. Dries, der jetzt erst richtig wußte, was geschehen war, durfte seinen Hemdzipfel wieder einstecken und sich auf seinen Platz setzen.

Flachskopf stand noch eine Viertelstunde lang auf dem Spielplatz, schnaufte und zog schiefe Gesichter. Ihm war, als hätte er eine glühende Kohle im Magen. Und an allem war die Zwiebel schuld.

Er war außerdem entsetzlich wütend, hauptsächlich auf Tjeef,

weil der ihn verraten hatte, während die Zwiebel doch von ihm stammte. Auch auf diesen blöden Dries, der eigentlich an allem schuld war, und auch auf Mul und Petik, die ihn noch ausgelacht hatten. Er überlegte, wie er sich an ihnen rächen könnte.
Wenn er auf den Fußspitzen stand, konnte er gerade durch das hohe Fenster in den Schulraum blicken. Er sah nur den Wuschelkopf von Lewieke Saenen, der gerade unter dem Brett mit den Inhaltsmaßen saß. Er hörte, daß der Lehrer mit besonders zorniger Stimme über irgend etwas Fragen stellte.
Der große Spielplatz lag voll Sonne. Die Spatzen hatten nun freies Spiel und flatterten lustig aus den beiden Obstbäumen heran, die armselig an der Straßenmauer entlang standen, und von den Dächern ringsum. Der Spielplatz sah jetzt merkwürdig verlassen und dreckig aus. In der Luft hing der üble Geruch der Aborte. Vom Dorf her klang gedämpfter Lärm.
Plötzlich hörte er den Lehrer von neuem losdonnern. Da wurde einer verprügelt, die Tür flog abermals auf, und Monne Wizze landete mit verstörtem Gesicht und tränenden Augen bei Flachskopf.
„Was hast du gemacht?“ fragte dieser sofort.
„Nichts, – er fragte, was ein Zugvogel sei, oder so etwas Ähnliches.“
„Und was hast du gesagt?“
„Ich sagte ‚'ne Fliege‘, und da wurde er so ruppig, der Affe!“ antwortete Monne mit grollendem Gesicht.
Flachskopf sagte, daß seiner Meinung nach eine Fliege kein Zugvogel sei, daß aber vielleicht eine Fledermaus oder ein Kronenkranich so etwas sein könnte.
„Dann hätte er darüber unterrichten sollen“, muckte Monne...

„Mit seinen Zugvögeln!... Wer hat denn jemals davon gehört?... Ich dachte erst, daß er ein Zugpflaster meinte."
Im Schulzimmer war nun alles wieder still. Flachskopf und Monne hörten, wie Artur Leunes etwas aufsagte, und ab und zu brummte die schwere Baßstimme des Lehrers dazwischen. Wenn das Nachsitzen nicht gewesen wäre, dann hätten sie es hier draußen sehr angenehm gefunden.
Zwei Meter von ihnen entfernt plusterte sich ein Spatz im Sande. Monne spuckte danach, der Spatz flog auf die Schulmauer und fing an, wütend zu schimpfen. Dann unterhielten sie sich lange über die Frage, ob Spatzen auch Zugvögel wären.
Es schlug zwölf. Sie hörten, wie drinnen die Bücher zugeschlagen und die Schiefertafeln in die Pulte geschoben wurden. Es folgte eine kurze Stille, während der Lehrer das Gebet sprach. Dann flogen die Türen krachend auf, und drängend und stoßend kamen die Jungen herausgestolpert, liefen wie die Wilden über den Spielplatz auf die Straße hinaus. Tjeef rief noch im Vorbeigehen zu Flachskopf hinüber: „Zwiebelfresser!" Fompe machte ein paarmal: „Öh! Öh!", wie Flachskopf es vorhin in der Schule gemacht hatte. Dries steckte ihm die Zunge heraus, um sich zu rächen für den Hemdzipfel, und rief: „Das geschieht dir gerade recht!"
„Das werden sie alle büßen müssen", murmelte Flachskopf und schritt mit Monne in den leeren Schulraum, um noch eine halbe Stunde lang Strafarbeiten zu machen.
Um halb eins kam der Lehrer, der inzwischen schon gegessen hatte, und ließ sie hinaus. Anstatt sogleich nach Hause zu gehen, bog Flachskopf in die Breite Straße ein, warf einen flüchtigen Blick durchs Fenster in die Wohnung des Lehrers, zog die Mütze

vor dem Gemeindesekretär, der vor seiner Tür stand und ihm streng nachblickte, und trat etwas weiter bei Mul Tümmer ein. Hier war die ganze Familie gerade beim Mittagessen, und Flachskopf ging direkt auf Franz Tümmer, Muls Vater, zu und sagte ohne Stocken: „Franz, der Lehrer läßt Sie bitten, ihn heute nachmittag mal aufzusuchen." Dabei warf er einen vielsagenden Blick auf Mul, der bei Flachskopfs Eintreten verdutzt aufgesehen hatte und jetzt, als er dessen Botschaft vernahm, rot bis ins Haar wurde. Franz Tümmer blickte sofort mit gerunzelter Stirn auf seinen Sohn, und bevor Flachskopf zur Tür hinaus war, hatte Mul bereits ein paar Ohrfeigen erhalten. Denn der Vater konnte die Aufforderung des Lehrers nur dahin deuten, daß sein Sohn irgend etwas Schlimmes angestellt hatte. Von dort begab sich Flachskopf zu Tjeefs Eltern und wiederholte dieselbe Botschaft. Tjeef wollte sofort ausreißen, aber sein Vater hatte ihn beim Kragen und hieß ihn vor dem Kruzifix knieen, – er sollte den ganzen Tag nichts mehr zu essen bekommen. Tjeef glaubte fest daran, wegen der Zwiebel. Bei Locke, Fompe, Dries und noch fünf anderen Schulkameraden wurden die Väter von Flachskopf eingeladen, am Nachmittag den Lehrer in der Schule aufzusuchen. Und überall war die unmittelbare Folge davon, daß diese Schulkameraden eine Tracht Prügel bekamen. Die Väter brauchten nicht einmal zu wissen, was der Lehrer ihnen zu sagen hatte, sie erkannten sofort ihre Pflicht. – So wußte Flachskopf sich zu rächen.

Er wäre zwar gern dabeigewesen, wenn diese zehn Väter nachmittags in der Schule ankamen und einer nach dem anderen vom Lehrer erfahren mußte, daß er von nichts wüßte, aber er befürchtete, selbst zehnmal verprügelt zu werden, und...



Amelia Curran: Percy Bysshe Shelley

Als Flachskopf nach Hause kam, drückte er mit beiden Händen auf seinen Magen und klagte so jämmerlich über Bauchschmerzen, daß er ins Bett durfte und seine Mutter ihm eine Schüssel Milch mit Zwieback kochte.

Aus dem Buch „Flachskopf", mit einem Vorwort und mit Bildern von Felix Timmermans. Übertragen aus dem Flämischen von Peter Mertens

---

HUGO VON HOFMANNSTHAL / SCHÖNE SPRACHE

Ich liebe diese Sprache, schreibt mir Jemand, schon um ihrer formalen Schönheit willen: dasselbe Wohlgefallen, das mich immer wieder zu diesen Bänden treibt, führt mich auch immer wieder an die lateinische Prosa der deutschen Humanisten heran. Wenn ich wenig Genüsse kenne, die sich mit der Kostbarkeit von Huttens lateinischen Dialogen vergleichen ließen, so denke ich dabei weniger an den Inhalt als an die Form. Nur unter den Deutschen ist das Schlagwort möglich, daß der Gehalt über die Form geht. Die Sprache, an sich und zwecklos, soll und kann Gegenstand und Ausdruck einer Kunst sein. Es handelt sich hier um ein Formgefühl, das den Griechen und Romanen etwas naiv Selbstverständliches ist." – Gewiß, das ist ganz richtig, man darf das sagen, es deutet in die Richtung hin, wo die Wahrheit liegt, aber man müßte noch ein wenig in die Tiefe gehen, um auf die wirkliche Wahrheit zu kommen. Denn „schön", das ist eines von den Worten, mit denen die Leute am geläufigsten operieren und bei denen sie sich am wenigsten denken, und „schöne Sprache" oder „schön geschrieben" ist ein richtiges Ver-

legenheitswort, das dem in den Mund kommt, dem ein Buch
nichts gegeben und ein Stück Prosa nichts gesagt hat. Und doch
gibt es keinen schönen und auch keinen bedeutenden Gehalt
ohne eine wahrhaft schöne Darstellung, denn der Gehalt kommt
erst durch die Darstellung zur Welt, und es kann ein schönes
Buch ohne schöne Sprache ebensowenig geben, als ein schönes
Bild ohne schöne Malerei; und gerade das ist das Kriterium des
schöngeschriebenen Buches, daß es uns viel sagt, des häßlich ge-
schriebenen aber, daß es uns wenig oder nichts sagt, wenngleich
es uns immerhin irgend etwas übermitteln, oder zu Verstand
bringen, oder Tatbestände vor die Augen führen kann. Der
Theolog oder der Anthroposoph, trägt er uns das vor, was ihm
als höchste Einsicht oder überirdische Ahnung vorschwebt –
und welch höherer Gegenstand wäre denkbar als die Zusammen-
hänge unserer Natur mit dem Göttlichen, – aber trägt er es in
einem Kaufmannston, in einer abgenützten Zeitungssprache
oder in einer flauen, stammelnden Bildersprache vor, so ist es
nicht da; aber Boccaccio hat seine Erzählungen so hingeschrie-
ben, das alles daran für ewig da ist, und ihr Gegenstand sind die
Begegnungen von Verliebten, Überlistungen von Ehemännern
und andere schlechte Streiche; aber in ihrer Unzerstörbarkeit
und geistigen, man kann nicht anders sagen als geistigen An-
mut, stehen diese frivolen Geschichten neben den Dialogen des
Platon, deren Gehalt der erhabenste ist. So käme man fast in die
Nähe des Gedankens, es gebe keinen an sich hohen und keinen
an sich niedrigen Gegenstand, sondern nur Reflexe des unfaß-
lichen geistig-sinnlichen Weltelementes in den Personen, und
diese Reflexe seien von unendlich verschiedenem Rang und
Wert, je nach der Beschaffenheit des spiegelnden Geistes. Von

den Gegenständen gleitet unser Blick plötzlich zurück auf den Mund, der zu uns redet. Aber auch das Montaignesche „Tel par la bouche que sur le papier“ ist eine subtile Wahrheit, die verstanden sein will: denn zwar ganz sicherlich ist das, was den tiefsten Zauber des schöngeschriebenen Buches ausmacht, eine Art von versteckter Mündlichkeit, eine Art von Enthüllung der ganzen Person, durch die Sprache; aber diese Mündlichkeit setzt einen Zuhörer voraus; somit ist alles Geschriebene ein Zwiegespräch und keine einfache Äußerung. Von dieser Einsicht aus fällt wie durch ein seitlich aufgehendes Fenster eine Menge Licht auf gewisse Vorzüglichkeiten, an denen wir das gutgeschriebene Buch, die gutgeschriebene Seite Prosa – denn die Prosa und durchaus nicht die Poesie ist es, welche wir hier betrachten – erkennen und die wir an ihr hervorzuheben gewohnt sind. Eine behagliche Vorstellung oder eine bedeutende körnige Kürze, eine reizende oder eine kühne Art zu verknüpfen und überzugehen, wohltuende Masse, eine angenehme Übereinstimmung zwischen dem Gewicht des Dargestellten und dem Gewicht der Darstellung; die Distanz, welche der Autor zu seinem Thema, die, welche er zur Welt, und die besonders, welche er zu seinem Leser zu nehmen weiß, die Beständigkeit des Kontaktes mit diesem Zuhörer, in der man ihn verharren fühlt, das sind lauter Ausdrücke, die auf ein zartes geselliges Verhältnis zu zweien hindeuten, und sie umschreiben einigermaßen jenes geistig-gesellige leuchtende Element, das der prosaischen Äußerung ihren Astralleib gibt, und es ist keins unter ihnen, daß sich nicht auf den Stil des Robinson Crusoe ebensogut anwenden ließe als auf den Voltaires, auf Lessings Streitschriften ebenso wie auf Sören Kierkegaards Traktate. Auf Kontakt mit einem idealen Zuhörer läuft

es bei ihnen allen hinaus; dieser Zuhörer ist so zu sprechen der Vertreter der Menschheit, und ihn mitzuschaffen und das Gefühl seiner Gegenwart lebendig zu erhalten, ist vielleicht das Feinste und Stärkste, was die schöpferische Kraft des Prosaikers zu leisten hat. Denn dieser Zuhörer muß so zartfühlend, so schnell in der Auffassung, so unbestechlich im Urteil, so fähig zur Aufmerksamkeit, so Kopf und Herz in eins gedacht werden, daß er fast über dem zu stehen scheint, der zu ihm redet, oder es wäre nicht der Mühe wert, für ihn zu schreiben; und doch muß ihm von dem, der ihn geschaffen hat, eine gewisse Unvollkommenheit zugemutet werden, mindestens eine gewisse Unvollkommenheit der Entwicklung, daß er es notwendig hat, auf vieles erst hingeführt zu werden; eine starke Naivetät, daß er mit dem, was das Buch bringt, wirklich zu ergetzen sei und dadurch etwas wesentlich Neues erfahren werde. Vielleicht könnte man eine ganze Rangordnung aller Bücher und ganz besonders der belehrenden danach aufrichten, wie zart und wie bedeutend das Verhältnis zu dem Zuhörer in ihm erfühlt sei; und nichts zieht ein Buch und einen Autor schneller herunter, als wenn man ihm ansieht, er habe von diesem seinem unsichtbaren Klienten eine verworrene, unachtsame und respektlose Vorstellung im Kopf gehabt.
Es sind also immer ihrer zwei: einer, der redet oder schreibt, und einer, der zuhört oder liest, und auf den Kontakt zwischen diesen zweien läufts hinaus; aber dieser Kontakt gibt, je bedeutender er ist, in je höherer Sphäre er wirksam wird, um so mehr das Übergewicht dem Gebenden, während der Empfangende in diesen höheren Sphären immer leichter und dünner wird, ohne daß er freilich je aufhören würde, da zu sein. Wenn Goethe sagt, ihm sei, sooft er eine Seite Kant aufschlage, als trete er in ein helles

Zimmer, so ist uns ein lichtvoller, mit der höchsten Quelle allen Lichtes kommunizierender Geist vorgestellt. Aber ebenso wie diese Eigenschaft, ein Licht zu sein, spüren wir bei anderen großen Autoren andere oberste Qualitäten des Geistes: die Stärke, welche von der inneren Ordnung nicht zu trennen ist; die wahre Selbstachtung, welche zusammengeht mit der Ehrfurcht; die seltene Glut der geistigen Leidenschaft. In der Darstellung eines solchen Geistes meinen wir wahrhaft die Welt zu empfangen, und wir empfangen sie auch und nicht nur in den Gegenständen, die er erwähnt, sondern alles das, was er unerwähnt läßt, ist irgendwie einbezogen. Gerade die Kraft und die Überlegenheit, von dem ungeheuren Wust der Dinge unzählig viele fortzulassen, – nicht ihrer zu vergessen, was die Sache eines schwachen und zerstreuten Geistes wäre, sondern sich mit bewußter Gelassenheit über sie hinwegzusetzen; die unerwarteten Anknüpfungen und Verbindungen hinwiederum, in denen plötzlich eine nach allen Seiten gewandte Aufmerksamkeit und Spannkraft sich offenbart; die scheinbare Zerstreutheit sogar endlich und die Willkürlichkeiten, welche zuweilen reizend sein können, all dies gehört zu dem geistigen Gesicht des Schriftstellers, dem Gesicht, das wir zugleich mit der Spiegelung der Welt empfangen, während wir seine Prosa lesen. Wie ein Seiltänzer geht er vor unseren Augen auf einem dünnen Seil, das von Kirchturm zu Kirchturm gespannt ist; die Schrecknisse des Abgrundes, in den er jeden Augenblick stürzen könnte, scheinen für ihn nicht da, und die plumpe Schwerkraft, die uns alle niederzieht, scheint an seinem Körper machtlos. Mit Entzücken folgen wir seinem Schritt, mit um so höherem, je mehr es scheint, als ginge er auf bloßer Erde. So, wie dieser wandelt, genau so läuft die Feder des

guten Schriftstellers. Ihr Gang, der uns entzückt und der so eigenartig ist wie eine menschliche Physiognomie, ist die Balance eines Schreitenden, der seinen Weg verfolgt, unbeirrbar durch die Schrecknisse und Anziehungskräfte einer Welt, und eine schöne Sprache ist die Offenbarung eines unter den erstaunlichsten Umständen, unter einer Vielheit von Drohungen, Verführungen und Anfechtungen aller Art, bewahrten inneren Gleichgewichtes.

EUGEN KÜHNEMANN / GOETHE UND HERDER

Was man eigentlich den jungen Goethe nennt, ist erst in Straßburg geboren. Die Welt erhielt die herrliche Offenbarung davon, was Jugend im Geiste bedeutet. Wenn Land, Stadt und Leben dort dem alternden Goethe in der Selbstdarstellung von „Dichtung und Wahrheit“ wie in einem einzigen Glanz verklärender Erinnerung vor der Seele lagen, während er bei den ersten Eindrücken Straßburg wie das meiste im Leben höchst mittelmäßig fand, so liegt es an dem nachwirkenden Bewußtsein des Werkes, das diese Tage an ihm getan, indem sie ihn in das Leben des Geistes erst hineingeboren haben. Die alte deutsche Stadt, die nun französischer Boden war, löste ihn von allem französierenden Geisteswesen und erschuf ihm seine Deutschheit. Alles wirkte in derselben Richtung zusammen und auf dasselbe Ziel. Er blickte von der Plattform des Münsters hinaus in das dämmernde ahnungsvolle Land. Er genoß die liebliche Natur, indem er, wie die Straßburger es waren, ein leidenschaftlicher Spaziergänger und darüber hinaus ein unermüdlicher Wanderer

ward. Er übte den Blick für landschaftliche Lagen und Zusammenhänge und versäumte nicht die Bergwerke und anderes Gewerk, die aus dieser Natur hervorgingen. Mit hellem Auge faßte er die Reste uralter Römerkultur auf. Er wuchs weniger hinein in ein Stück seiner großen Lebenskunst, als daß sie vielmehr unmerklich in ihm heranwuchs, – die große Kunst, in den Dingen zu leben, indem er genießend und froh in verstehender Liebe Natur, Menschenwerk und Geschichte als eine Einheit ergriff. Die beste Schule ward ihm in dem Kreis der Jugendgenossen, die als eine Genossenschaft voll leidenschaftlichster Unruhe in einem verständigen älteren Freunde eine Art von ruhigem Mittelpunkt besaßen. Hier verwarfen sie mit lachender Verachtung das Greisenhafte, Absterbende, im Dünkel Erstarrende der französischen Gesellschaftskultur. Wofür Lessing sein Leben eingesetzt, indem er es in heroischem Kampf verbrauchte, das fiel ihnen als eine reife Frucht in den Schoß. Paris und Versailles hörten endgültig auf, die Hauptstadt des europäischen Geistes zu sein. Was sie nun als Deutschheit dem überalterten Formenwesen entgegensetzten, war die Stärke des redlichen Gefühls und seine Wahrheit. „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft – trägt die sich nicht von selber vor?“ Sie meinten aber Tieferes, – sie meinten die Ursprünglichkeit, in der uns im Gefühl eine eigene geistige Welt lebendig entspringt –, sie meinten die Unmittelbarkeit des Gefühls, das sich selber Gesetz und Inhalt des Lebens ist, im Gegensatz zu aller Konvention überkommener Formen. Wenn sie dann zum Werke Erwin von Steinbachs emporblickten und das Straßburger Münster als gewaltigen Zeugen und Ausdruck deutscher Art und Kunst liebten, dann floß ihnen Vergangenheit und Zukunft deutschen Wesens zusammen in einer Gegenwart, die

eine einzige Verheißung kommender Wunder war. „Deinem Unterricht dank ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herab-schauen und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut."
Eine wahre Fügung gab Goethe in diesem Augenblick gerade den Lehrer, dessen er bedurfte. Herder, nur fünf Jahre älter als er, aber vom zwanzigsten Jahre an lebend durch seiner Hände oder seines Kopfes Werk als Lehrer und Geistlicher, hat in Riga den inneren Zwiespalt, in den er zwischen den Anforderungen an die geachtete Standesperson im bürgerlichen Leben und den völlig andersartigen des freien Schriftstellers geriet, nicht ertragen. Er ist zu Schiff von Riga nach Nantes gefahren, hat in Paris französisches Geisteswesen gewogen und zu leicht befunden und dort jene Gesinnung der Deutschheit in sich entwickelt, die in den Goethischen Jugendgenossen widerklang. Er hat vor Holland auf scheiterndem Schiff Ossian gelesen, in Hamburg mit Lessing vierzehn Tage verlebt, in Eutin die neue Stellung des Reisebegleiters für den Erbprinzen des evangelischen Fürstbischofs angetreten und in Darmstadt zur Zentnerlast seines – geistig und seelisch – allzu problematischen Daseins die schwerste in einer halben Verlobung gefügt. Nun sitzt er in Straßburg in der Krankenstube und erduldet Schmerz, Ungeduld und Mißlingen einer monatelangen Augenkur. Hier leistet ihm Goethe brüderliche Gesellschaft, – eben ein Jüngling geworden, umwittert von Glück und Geist. Bedenkt man, daß Goethes Erkrankung ihn in seinen Studien verzögern mußte und so der seltsamste Zufall ihn wie andererseits Herder nach Straßburg gebracht hat, so darf man bei diesem Zusammentreffen von einem göttlichen Wunder re-

den. Kein bequemer Lehrer war es, zu dem Goethe kam. Herder vergalt die rührende Treue einer nicht zu ermüdenden Liebe durch die Rücksichtslosigkeiten, Grobheiten und zuweilen Grausamkeiten einer gequälten, durch das kindliche Selbstvertrauen des unerbetenen Schülers gereizten und seine unbedingte Überlegenheit auf das schroffste unterstreichenden Natur. Aber dem Genius sagt eine innere Stimme, welche Erziehung ihm not tut. Der Genius war es in Goethe, der aushielt. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Und er ward gesegnet.

Herder zerriß vor Goethe den Vorhang, der ihm die Armseligkeit der deutschen Literatur verdeckte. Das Alte ist vergangen, siehe, es will alles neu werden. Er tat es – und das war das Entscheidende – im Namen des Ideals. Noch hatte kein Mensch vor Herder in demselben Grade gewußt, was wahrhaftige Dichtung ist. Es gibt keine allgemeine Regel des Dichterischen, – es gibt keinen auf Regeln gebrachten Geschmack, der für alle Zeiten verbindlich wäre. Endgültig bricht der falsche Herrschaftsanspruch des Französischen, eigentlich des Neu-Lateinischen zusammen, die anmaßliche Mauer, die eine Welt der äußersten Künstlichkeit in sich abgrenzte und für die absolute Schönheit ausgab. Die Dichtung ist eine allgemeine Menschen- und Völkergabe. Jedem Volk, jedem Menschen ist an seiner Stelle das ewige Schicksal des Menschseins gegeben. Wer es in den ewigen Urgefühlen rein und ursprünglich faßt und erlebt und seinem Erlebnis die einfache Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks gibt, der ist ein Dichter. Der nach Regeln gemachten Kunstpoesie tritt die Volkspoesie gegenüber, die wie eine Blume wächst. Jede Dichtung, die nicht ein Naturlaut ist, ist tot. Die Volkspoesie umfaßt aber im Herderschen Sinne alles Lebendige in der Dich-

tung. In Homer, in den griechischen Tragikern, in Shakespeare, in Ossian dichtet das Volk. Ursprünglichkeit des Gefühls wird die Grundbedingung, reine Einfachheit des Ausdrucks im Naturlaut der Muttersprache wird der Ausweis des Dichtertums, Natur ist der Begriff, unter den alles tritt. Natur kann zuweilen das Urtümliche bedeuten – die kindliche ungebrochene Natürlichkeit im Verhältnis der Seele zu den Erlebnisinhalten des Alls, und vielleicht ist dies der Ursinn des Herderschen Wortes. Aber Natur bedeutet sodann und vor allem den Gegensatz zu aller Künstlichkeit, es sei der Sitte, der Sprache, des Gedankens, des Gefühls, der Dichtung. Dann meint es die Mächtigkeit, mit der ein ursprünglich persönliches Leben sich in seinen lebendigen Notwendigkeiten behauptet. Persönlichkeit ist, wer sein eigenes Gesetz der Wahrheit lebt im Leben wie in der Kunst. So verstanden bedeutet die Herdersche Natur den Gedanken der höchsten und letzten Kultur, die Vollendung im Urpersönlichen der Wahrheit. Die Menschheit im Gegensatz zu den Zufallsformen der Gesellschaft besagt dasselbe. Es sind die Rousseaugedanken, die in Herder das Verstehen des Geistes erneuern. Während derselbe Gedanke in Frankreich in der Revolution ein jahrtausendaltes Gesellschaftssystem zerbrach und eine neue Menschheit forderte, erschuf er in Deutschland eine neue Kultur des Geistes aus neuem Verstehen des Geistigen und damit die Kraft der Erziehung für eine neue Seele, die von innen heraus der Menschheit ohne Blut Größeres hervorbrachte, als es in Frankreich geschah. Durch den Gedanken der Volksgenialitäten, die wie Stimmen den Chor der Menschheit bilden, stieg Herder zu jener mächtigen Völkerpsychologie der Kulturen empor, die seine Geschichtsphilosophie bildet. Goethe aber empfing in dieser Gestalt und

Stunde den Gedanken der Natur, der die einzige Aufgabe und der einzige Inhalt seines ganzen Lebens blieb. Natur ist, was aus dem Innern gesetzlich notwendig sich bildet und das Leben schafft. Natur ist die ewige Wahrheit der Dinge. Als Kulturbegriff trat sie in Goethes Leben hinein. Indem sie ihm zum Gesetz seines Dichtens und Lebens ward, stellte sie ihn in den Kreis der Gottesgedanken, den auszumessen das reichste Leben von mehr als achtzig Jahren gerade genug war, ohne ihn je bis zu Ende auszuschreiten.

Herder arbeitete damals an seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache". Wie keine andere läßt sie das Ganze seines geistigen Seins vom innersten Quellgedanken aus überschauen. Vom Ursprung der Sprache an wird die Gesamtheit aller geistigen Gebilde als eine Folge und Einheit von Schöpfertaten verstanden, in denen allen der Genius sein Erleben der Welt ausdrückt und gestaltet. Dies ist die einheitliche Haushaltung der Menschheit, das Menschengeschlecht eine fortschreitende Einheit des Bildens und Schaffens, der Geist überall derselbe, überall geniale Schöpferkraft. Wenn je ein Lehrer nur zerstörte, um zu schaffen, nur niederriß, um aufzubauen, so daß das Vernichten selber eigentlich Schaffen war, so war es Herder. Er vernichtete Goethe die grundlose Freude an ein paar zierlichen Künstlichkeiten und schenkte ihm die Menschheit. Er gab ihm den neuen Blick, vielmehr das mitlebende und aneignende Gefühl für die Bibel, Homer, Shakespeare und Ossian. Aber er tat noch viel mehr. Er brachte ihn zum Bewußtsein dessen, was in ihm selber war, und vollendete damit das Werk, das in ihm arbeitete und freilich auch ohne diesen großen Lehrer sein Ziel hätte erreichen müssen, aber nun durch den Lehrer der rechten Stunde in einer Klarheit und

Sicherheit ohnegleichen zum Ziel kam, – jenes Werk, in dem nicht weniger und nicht mehr als die neue Seele Goethes sich erschuf. Denn Herders Lehre erging ja nicht an den Schriftsteller, sondern an den Menschen. Sei ein Mensch, sei selber eine Natur, erfahre in der mächtigen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit ewig wahrer Urgefühle dies dein Dasein, dies dein Leben. Dann laß diese deine Unmittelbarkeit offenbar werden in der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit des einfachsten Ausdrucks, – in der Muttersprache, nicht wie das Kind sie in der Schule als Grammatik lernt, wie sie zwischen Mensch und Mensch das fertig zubereitete Werkzeug der Verständigung ist, – nein! die Muttersprache erschafft sich in dem Dichter immer neu, ihre Worte scheinen ihre Bedeutung im Zusammenhang seiner Rede erst zu gewinnen, – sie ist Leben, wie du Leben bist –, sie soll dein Leben sein, wie es sich zwingend in seiner Unmittelbarkeit darstellt, – und entwickelt Leben in dem, der sie empfängt. Darum gibt es auch lebendige Dichtung nur in der Muttersprache, denn nur sie ist in dir ein Lebendiges, ist dein Leben als ein Stück Leben deines Volkes. In lebendige Deutschheit tauche ein, wenn du neben die großen Dichter der Vergangenheit treten willst. Goethe wurde eingeweiht in die Gemeinschaft der Großen und lernte, sich unter ihnen zu fühlen wie ein Bruder unter Brüdern. So lebe, so bilde, so schaffe, – und du wirst in Wahrheit ein Dichter sein. Sei ein Genius! Es ist eine grausame Erziehungskunst, die den Zögling unter die Forderungen der Genialität stellt, außer wenn er ein Genius ist. Goethe war es. Er wurde durch Herder im vollen Bewußtsein seiner Genialität erweckt. Herder verrichtete an Goethe allein sein höchstes Werk, zu dem er ganz eigentlich berufen war, nämlich: der Lehrer des Genius

zu sein. Aber er wußte es nicht. Während er Goethe in die volle Klarheit half, die die Klarheit seines Lebens blieb, ging Herder wie immer im Dunkeln seinen Weg. Er hat an Goethe das Höchste getan, was der Lehrer am Schüler tun kann: er schenkte ihm sich selbst, schenkte dem jungen Goethe den jungen Goethe. Er fand die einzige Seele, die seiner Lehre gewachsen war, die einzige, die sich fähig erwies, nicht nur für den neuen Sinn der Dichtung, sondern für den neuen Sinn des Lebens, – vielmehr, die zu dieser letzten Wahrheit vordrang, die Herder selbst versagt blieb –, nämlich, daß nur aus einer neuen Art zu leben die neue Art zu dichten hervorgehen konnte. Die große Unmittelbarkeit der persönlichen Kraft, die in eigenem Weltgefühl das Leben meistert, – er machte sie wahr.

Was Goethe durch Herder geschah, läßt an das Bild des Michelangelo von der Schöpfung des Adam denken. Er hat ihn an den Fingerspitzen mit dem Finger berührt, und der Geist des Herrn ist rauschend zu ihm hinübergeströmt, hat ihn von der Gebundenheit an die Erdbeschränktheit gelöst, so daß er sich erhebt in der ganzen Mächtigkeit seiner gottgegebenen Gestalt. Der Herr aber ist der, der sein Leben hat in den Seelen der Ungeborenen, der die Geister teils trägt, teils drückt. So empfing Goethe den Geist seines künftigen Werkes als den Gottesdruck und die hebende Gotteskraft: in dem Auge, mit dem er auf Herder sah, lag alle seine Bedeutung für das Menschengeschlecht.

Das Erlebnis, an dem die neue Kraft sich betätigte, konnte nur ein Erlebnis der Liebe sein. Zum ersten Male tritt auch hier ein Grundgesetz des Goethischen Seins hervor: er kann den Weg seines Schaffens nur als ein Liebender gehen. Er liebte in Friederike den Frühling, das Knospen und Sprießen, die Natur, wie

er sie damals im Sinne ihrer holden Urtümlichkeit und Unmittelbarkeit verstand. Er liebte in ihr den höchsten Gedanken seines Lebens, – sie war ihm der Ruf zum eigenen innigsten Sein, war im Sinne des Platonwortes das Pochen des wachsenden und durchbrechenden Gefieders, das ihn beflügelte zum Fluge in seine Heimat im Reiche der Gedanken. Indem er sich von der Geliebten empfängt, gibt der Genius in der Liebe sein ganzes Sein. Auch die Schwermut der großen Liebe hat hierin ihren Grund. Der Genius geht durch seine vielen Gestalten, mit jeder Gestalt seines Seins aber welkt auch eine Gestalt seiner Liebe dahin. Der Zug zur Natur war in dem Goethe jener Tage zugleich der Zug zur Idylle, – so entzückt ihn das unschuldig Beschränkte in Friederikens mädchenhaftem Sein. Wie er die Wirklichkeit durch das Auge der Maler sah, so sieht er sie mit dem Auge der Dichter, die er liebt. Die Welt des Vikars von Wakefield steigt mit ihrem Lebenskreise im Pfarrhaus von Sesenheim vor ihm auf. Dichtung und Wirklichkeit fließen ineinander in einem seligen dichterischen Erlebnis. Der Ideenträger in Goethe tritt unter den Bann einer den ganzen Menschen hinnehmenden Liebe und unter den Reiz all des Traulichen, Engen und Kleinen; den ganzen Reichtum seines Geistes trug er seinem Mädchen zu. Aber dies für ihn erblühte Leben wurde gebrochen –, die Dichtung, die er lebte, endete als Tragödie, – nach all der Seligkeit blieb die nagende Reue. Sicher webten seine Gedanken in den Schrecklichkeiten, die hier lauerten. Man nehme den Namen Gretchen und das Schicksal Friederikens, und die Gretchentragödie wächst heran. Sorgfältig hatte er Herder seine größeren dichterischen Pläne verborgen, – die alte Puppenspielfabel vom Faust klang vieltönig in ihm wieder. In den Liedern aber, die er

Friederiken sang, begann die deutsche Stimme im Chor der Menschheit zu tönen.
Die folgenden Jahre vom August 1771 bis zum Ende Oktober 1775 – meist in Frankfurt zugebracht – bringen die volle Erfüllung des Versprechens, welches Straßburg war. Billig ist zuerst von der Schule des Lebens zu berichten. Auch in dieser Zeit fehlt es nicht an einem Freunde, wie der neue Abschnitt der Goethischen Entwicklung ihn brauchte, – nämlich nicht mehr einen gewaltigen Anreger von bestimmender Geisteskraft, sondern einen Geleiter voll sicheren Verständnisses. Der Kriegsrat Merck in Darmstadt war wie geboren, um der Freund des Genius zu sein. Mit dem schärfsten Verstande und der sichersten Kritik verband er den feinsten Sinn für Dichtung, nicht in jener Freude am geschaffenen Werk, wie sie häufig der Ausdruck einer sehr hohen Bildung ist, sondern mit dem Spürsinn für die neuen Möglichkeiten und der sicheren Auffassungsgabe für das nie Gewesene. Als der erste hat er die innerste Wesenheit der Goethischen Dichtweise erkannt. „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und es gibt nichts wie dummes Zeug." Die Seele der Goethischen Dichtung ist die Wahrheit, die das Wirkliche in seinem Kern ergreift und zu seinem Sinn erhöht. Die geringen Dichter setzen erträumtes Poetisches an die Stelle der Wirklichkeit, wie wenn es das Wirkliche wäre, da es doch keine Lebensgeltung in sich hat. So hielt Merck den jungen Künstler fortwährend unter dem eigenen höchsten Maß, das Schwächliche zerstoßend, das Große erkennend, immer rüttelnd, unheimlich überlegen, – der Mann mit dem scharfen Pro-

fil, den grauen Raubtieraugen, dem tigerartigen Gange –, Mephistopheles. Er bewegt sich in einem Kreise hochgestimmter schöngeistiger Frauen, einige von Adel, wie Luise von Ziegler, Henriette von Roussillon, Karoline Flachsland aber unter ihnen als Braut und spätere Gattin Herders dem Schicksalhaften des Daseins am nächsten vertraut; ihr Verkehr ist Überschwenglichkeit und Getue miteinander in schönen Gefühlen –, unter ihnen erscheint dann, zu Fuß von Frankfurt die fünf Stunden herüberwandernd, bei Regen und Sonnenschein, unstet Goethe, der „Wanderer", und sagt sich etwa beim Schreiten seinen „Halbunsinn" in den freien Rhythmen von „Wanderers Sturmlied", „Elysium", „An Psyche", „Pilgers Morgenlied" vor, ans Selbstgespräch mit sich und in sich als die Art des Erlebens seiner Geistigkeiten mehr und mehr gewohnt.

Aus dem zweibändigen Werke „Goethe"

RICHARD BILLINGER / SANKT HUBERTUS

Im Kirchlein auf dem Bühel stand
In seinem grünen Himmelsgewand
Sankt Hubertus zuhöchst am Altar
Mit dem Häslein und dem Füchslein gar.

Zu prunken mit den Gaben,
Hatte Bauernfaust in den Sockel gegraben
Das Ährenkorn und Spatz und Maus,
Der Blütlein auch den güldnen Strauß.



Wolfgang Huber: Weiden (1514)

Vor Tor und Kirchleins Fliesen
Wucherten Äcker, Grummetwiesen.
Verschont von Zahn und Schnabelhieb,
Das Rebhuhn her die Kücklein trieb.

Der dicke Hase schlief im Klee.
Kein Wölklein noch gebar den Schnee!
Vom Tannenast die Wildtaub' rief
Dem Uhu, der die Nacht anschlief.

– Es wuchs im Windesarm
Der Wald... Es schlug Alarm
Der Häher. Bei Rain und Feld
Ward Weg und Pfad verbellt.

Der Bauren Knecht durchlärmte den Hag.
Der Schütze knallte vom frühen Tag.
Weib, alt Mann, der Krüppel auch
Begafften Blitz und Pulverrauch.

Die Furche klaffte. Der Wald stand leck.
Das Wild verrieten Busch und Heck'.
Ein Häslein floh vor Kirchleins Tor.
Das Pulver ihm das Fellchen schor.

Und als die Sonne im Westen versank,
Praßten die Bauern auf der Wirtshausbank
Und luden Hubertus, den Heiligen, ein,
Bei ihrem Mahle der Gast zu sein.

Sankt Hubertus wohl die Kunde vernahm.
Er schluckte das Löfflein bitterer Scham.
Er bat die Heiligen, mit ihm zu gehn,
Die toten Tiere sich anzusehn.

Die Heiligen, sie blieben all,
Sie kosteten der Sternlein Fall,
Sie mochten vom Altare nicht steigen
Mit dem Martyrergerät', mit der Flöten und Geigen.

Sankt Hubertus schritt vor das Wirtshaustor
Und er fand den Beutewagen davor.
Das Blut, es tropfte noch
Aus Riß und Biß und Kugelloch.

Hubertus zählte die Tiere. Von eins bis zehn –.
Das Hundert blieb in der Kehle stehn.
Über die Wange rolle, er meinte,
Die Träne, die lang' nicht geweinte.

Da packte Hubertus den Wagen,
Er durfte den Diebstahl wagen,
Und zog ihn durch das Himmelstor
Mitten in den lautesten Engelschor.

– – Der selbst, gehetzt wie von Hunden,
All Leid der Kreatur hat empfunden,
Der zeigte Lanzenfurche, der Nägel Mal,
Der Wunden volle Schmerzenszahl.

Sankt Hubertus wieder den Altar erklomm
Und schaute als ein Heiliger fromm
Und harrte still bei Spatz und Maus
Auf dem körnleingeschmückten Sockel aus.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / EIN MÄRCHEN AUS DER SÜDSEE

ALAUAS ABENTEUER

Als der fremde Jüngling, der sich Alaua nannte, in die Hütte Umis trat, hieß ihn der Alte willkommen und bereitete ihm das Gastmahl; dann aber, ehe noch Alaua sein Begehren vortragen konnte, begann Umi zu ihm zu sprechen:
„Ich weiß, Alaua, warum du zu mir gekommen bist. Siti, meine einzige Tochter, ist noch jung, aber sie denkt an nichts anderes mehr als an dich. Du willst mich bitten, dir Siti zum Weib zu geben. Ist es so?"
„Ja, Umi, es ist so. Ich begehre Siti zu meiner Frau."
Umi wiegte nachdenklich das Haupt. Umi war ein alter Mann, der älteste des Dorfes, sogar der älteste der ganzen Insel; gleichzeitig galt er als der klügste ringsumher. Es hätte lächerlich ausgesehen, wenn Umi diesem zwar schönen und starken, aber sehr jungen und von einer entlegenen Insel stammenden Menschen seine Tochter ohne weiteres zur Frau gegeben hätte. Seine Tochter war zart und lieblich, und die Vornehmsten des Dorfes machten schon Anstalten, um sie zu werben. Es ging nicht an, daß Umi sie einfach an einen unbekannten und armen Burschen verschenkte.

Und Umi überlegte, was er für Siti fordern sollte, wie es in der Südsee üblich ist.

Während er den geduldig vor ihm sitzenden Alaua betrachtete, dessen Arme stark waren und dessen Waden von großer Leichtfüßigkeit zeugten, kam ihm der Gedanke, daß es keine Kleinigkeit zu sein brauchte, die er von Alaua für Sitis Hand fordern durfte. Alaua war ganz allein übers Meer gekommen, von dorther, wo man viele Tage rudern muß, um wieder auf Korallenriffe zu stoßen, und er wußte ohne Aufhören von den größten Heldentaten zu erzählen, die er vollbracht hatte. Zweifellos würde er bereit sein, nicht minder schwierige Taten um Sitis willen zu vollbringen, und die Früchte dieser Taten würde Umi einheimsen. Deshalb sann Umi nach einem Auftrag, der ihm recht viel Gewinn einbringen würde.

Endlich sprach er: „Bevor du Siti als dein Weib mitnimmst, sollst du mir drei Aufträge ausführen. Zum ersten sollst du das Beil des Häuptlings Wakoi, unseres Feindes, rauben und mir bringen. Dieses Beil ist aus Stein, aber es hat Zauberkräfte: es tötet jeden, der es nur an der Schneide berührt. Sodann, zum zweiten, sollst du zur Insel Wantee fahren und mir eine Kokosnuß von der einzigen Palme holen, die dort steht – aber nimm dich in acht, daß du nicht auf dem Stamme ausgleitest! Noch keiner ist dort hinaufgelangt, denn der Baum ist von Geistern bewohnt, die jeden zu verderben trachten, der ihn erklettern will oder sich ihm nur nähert. Hüte dich auch vor dem Versuch, den Baum zu fällen; jedes Beil zerschellt daran! Die Nüsse dieser Palme sind kostbar, und mit ihrer Milch hat es eine besondere Bewandtnis. Deine dritte Aufgabe aber will ich dir nennen, wenn du die beiden ersten gelöst hast."

Alaua hatte sich dies aufmerksam angehört. Er erhob sich nun und versprach, in wenigen Tagen seien die verlangten Dinge zur Stelle. Dabei ließ er vergebens seine Augen in der Hütte umherschweifen, um einen Blick von Siti zu erhaschen. Siti stand draußen an der Wand und hatte alles erlauscht; nun verbarg sie sich, um ihre Tränen nicht zu zeigen, denn sie weinte, weil sie große Angst um Alaua ausstand. Er wußte ja nicht, was es bedeutete, das Beil des Häuptlings Wakoi und eine Kokosnuß aus Wantee zu holen, sie aber wußte es wohl: jede dieser Aufgaben war so gefahrvoll, daß hundert mutige Männer daran zugrunde gehen mochten. Und dann kannte sie ihren Vater, der nun Tag und Nacht darüber grübeln würde, das dritte Abenteuer noch viel schwieriger zu gestalten als die beiden ersten, denn wenn Alaua bei der dritten Aufgabe verderben würde, dann blieben das Beil, die Kokosnuß und obendrein Siti in Umis Besitz.

Aber Alaua dachte nicht an dergleichen; für ihn bestand kein Zweifel daran, daß ihm alles aufs beste gelingen würde. Er nahm seinen Bogen, seine Pfeile und sein Messer und machte sich ohne Säumen auf den Weg zu dem Nachbarstamm, der von Wakoi beherrscht wurde. Unterwegs dachte er sich eine List aus, um zu dem Zauberbeil des Häuptlings zu kommen – auch das Nachdenken war nicht seine Schwäche, er verstand sich ebensogut darauf wie der schlaue alte Umi.

Als er das Gebiet des Nachbarstammes betrat, rief er sogleich die ersten Krieger an, die ihm begegneten, und begehrte, vor Wakoi geführt zu werden, da er ihm eine wichtige und äußerst nützliche Mitteilung zu machen habe, eine Mitteilung, die wohl ein köstliches Geschenk genannt werden könne. Die Leute führten ihn zu Wakoi, der in seiner Hütte saß und rauchte; er war so

groß, daß die Hütte fast zu klein für ihn erschien; er war größer als Alaua, er war auch sehr stark, aber Alaua hielt ihn dennoch nicht für stärker als sich selbst. Wakoi trug sein Beil, das er nie von sich legte, an einer Schnur um die Lenden gebunden, aber so, daß die Schneide ihn niemals berühren konnte. Es dünkte Alaua ein gefährliches Stück, diese Waffe ihrem Besitzer anders als mit List zu entwinden.

Er blieb vor dem Häuptling stehen und sprach ihn als erster an: „Ich bin in dein Land gekommen, Wakoi, weil ich von den Zauberkräften jenes Beils gehört habe, das du da an der Seite trägst. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß dir noch lange nicht alle Zauberkräfte dieses Beils bekannt sind. Ich aber will dir zeigen, wie dir das Beil noch viel größere Dienste leisten kann als bisher."

„Du sprichst leichte Worte, fremder Mann", sagte Wakoi. „Woher solltest du mehr über diesen Zauber wissen als ich selbst oder der erste Zauberer meines Dorfes?"

„In meiner Heimat", redete Alaua, „gibt es die schnellfüßigsten Geister der Welt, und ich selbst stehe mit ihnen in Verbindung. Sie kamen geradeswegs aus dem Wald, der an der äußersten Grenze deines Landes gelegen ist, und sie berichteten mir wissenswerte Dinge!"

„So erzähle sie", sagte Wakoi.

„In diesem Walde", fuhr Alaua fort, „gibt es einen Brotbaum, der von mächtigen Geistern bewohnt wird. Diese Geister verstehen es, selbst den Tod zu überwinden und die Toten wieder lebendig zu machen, aber nur auf eine einzige Art ist diese Macht einem Menschen dienstbar zu machen. Wenn du dein Zauberbeil in den Stamm dieses Brotbaumes haust und es nur eine ein-

zige Nacht dort stecken läßt, dann erhält es die Kraft, jeden, den es getötet hat, durch eine zweite Berührung wieder zum Leben zu erwecken. Die Lage dieses wunderbaren Baumes ist mir beschrieben worden; ich werde sie sicherlich wiederfinden. Laß uns zusammen dorthin gehen, ich will dich führen, und dann sollst du dein Beil in den Baum schlagen und es eine Nacht dort stecken lassen. Wir wollen zusammen vor dem Baume wachen, damit niemand das Beil stiehlt."

Wakoi freute sich sehr, als er das hörte, und war Alaua dankbar. „Was aber wünschst du zum Lohn für diese Mitteilung?" fragte er ihn.

Es fiel Alaua ein, zu sagen, daß er durchaus keinen Lohn wünsche, daß er nur gekommen sei, um dem mächtigen Wakoi einen Dienst zu erweisen, aber dann fürchtete er, Wakois Mißtrauen damit zu erwecken, und so sagte er unbefangen: „Ich wünsche mir zum Lohn eine schöne Korallenkette und ein Boot mit Ruder, denn meins hat der Sturm verschlagen, und ich will auf meine Insel zurückkehren."

Wakoi war damit einverstanden, und sie machten sich beide auf den Weg nach dem Walde an der äußersten Grenze des Landes. Endlich, nach einer langen Wanderung, hielt Alaua bei einem großen Brotbaum an und sagte: „Dieser ist es." Er hielt die Stimme dabei gesenkt und setzte hinzu: „Wir dürfen nicht laut reden, damit die Geister nicht auf unser Vorhaben aufmerksam werden!"

Wakoi nickte, zog sein Beil hervor und trieb es mit einem mächtigen Schlag in den Stamm des Baumes, daß es zitternd dort sitzen blieb. Zweifellos würde es nun einiger kräftiger Handgriffe bedürfen, um es wieder herauszuziehen. Das Beil war un-

schädlich gemacht, und Alaua konnte in Ruhe mit seinem Geg-
ner kämpfen. Er griff ihn auch sogleich an, sie umschlangen sich
und rangen miteinander. Wakoi schnaufte vor Wut, als er sich
überlistet sah, er wandte seine ganze Kraft an, um seinen Angrei-
fer zu bezwingen, aber Alaua war jünger und stärker: er über-
wand den Häuptling und schlug ihn mit Fäusten, daß er ohn-
mächtig liegen blieb. Dann ergriff er das Beil Wakois am Stiel
und zog es aus dem Stamm des Brotbaumes. Dabei bemerkte er,
daß der Stamm, der doch kurz vorher gesund und fest gewesen
war, an der Stelle, wo das Beil gesessen hatte, im Absterben be-
griffen schien: das Holz war rissig und verfault, und wenn das
Beil nur eine Stunde länger seine todbringende Wirkung getan
hätte, so wäre der ganze Baum gestürzt. Das aber brachte Alaua
auf einen neuen Gedanken.

Er befestigte das Beil an seinen Gürtel und trat die Reise nach
Wantee an. Wantee war eine Insel, die eine gute Strecke über
die See entfernt war, und da Alaua kein Boot besaß und sich vor
Wakois Leuten nicht sehen lassen durfte, mußte er sich entschlie-
ßen, schwimmend an sein Ziel zu gelangen. Er nahm das Zau-
berbeil wieder aus dem Gürtel und hielt es zwischen den Zähnen,
um es sogleich zur Hand zu haben, wenn er von einem Hai an-
gegriffen würde, und stieg ins Wasser. In der Tat geschah es
mehrere Male, daß ihn die Rückenflossen eines Hais in bedroh-
licher Nähe umkreisten, aber keinmal getraute sich der Räuber
näher: er mochte wohl ahnen, daß die bloße Berührung mit dem
Beile genügte, um ihn auf der Stelle zu töten.

Endlich, nachdem Alaua zwei Tage und zwei Nächte hindurch
immer in derselben Richtung geschwommen war, näherte er sich
dem Strand von Wantee und setzte sich dort hungrig und müde

zur Rast. Vergebens hielt er nach anderen Nahrungsmitteln Umschau als den Nüssen einer vereinzelten, riesigen Kokospalme, die alle übrigen Gewächse des Gestades weit überhöhte. Offenbar war dies der Baum, von dem Umi eine Nuß verlangte. Konnte das so schwer sein? Alaua war schon auf andere Bäume geklettert! Nicht nur der Wunsch, seine zweite Aufgabe zu vollenden, sondern auch der Hunger trieb ihn, den hohen, schlanken Stamm sogleich zu besteigen, denn die schweren, dicken Nüsse dort oben ließen ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen.
Er stieg also hinauf, und über die erste Hälfte des Stammes ging es ganz gut; dann aber begann das Holz plötzlich so glatt und schlüpfrig zu werden, daß seine Füße keinen Halt mehr fanden; er rutschte unaufhaltsam den ganzen Stamm hinab und blieb ratlos und zerschlagen unten sitzen, während ein leises Gekicher ihn von der Höhe verfolgte. Sicherlich waren das die Geister, von denen Umi gewußt hatte! Alaua unternahm noch zwei oder drei ebenso vergebliche Versuche, dann beschloß er, den Gedanken, der ihm in Wakois Land gekommen war, in die Tat umzusetzen. Er führte zuerst einen mächtigen Schlag mit dem Beil gegen den Fuß der Palme, aber der Stamm schien aus härtestem Stein zu bestehen, denn das Beil prallte zurück, ohne auch nur eine winzige Ritze im Holz zu hinterlassen. Da lehnte Alaua einfach die Waffe gegen den Stamm, so daß die Schneide ihn lose berührte, und ließ sich am Strand nieder, um zu warten.
Er brauchte sich nicht lange zu gedulden. Er konnte von fern beobachten, wie der Stamm an der Stelle, wo er vom Beil berührt ward, morsch und morscher wurde, als ob eine Fäulnis an ihm fräße. Schließlich aber begann er zu bersten, der Stamm neigte sich zur Seite, gerade auf die Stelle zu, wo Alaua am

Strande saß, und fiel. Wäre Alaua nicht schleunigst aufgesprungen und davongelaufen, so hätte sicherlich ein Ast oder eine der dicken, harten Nüsse ihn erschlagen, denn es war nicht ohne Absicht geschehen, daß die Palme noch im Fallen versuchte, sich an Alaua zu rächen. Jetzt aber hörte er nur noch ein fernes, wildes, klagendes Röcheln, das langsam erstarb; dann war die Kokospalme tot, und ihre Geister hatten keine Macht mehr.

Alaua näherte sich und bückte sich, um eine Kokosnuß aufzuheben, denn er gedachte nun endlich seinen Hunger zu stillen. Aber da sah er, daß sämtliche Nüsse bis auf eine einzige so unglücklich auf die am Strande liegenden großen Steine gefallen waren, daß sie zerschellt waren und die Milch sich über den weißen Sand ergossen hatte. Nur eine einzige Nuß war heil geblieben, und Alaua konnte trotz eifrigsten Suchens keine zweite entdecken. Da machte er sich denn über einige Stücke der zerschlagenen Nüsse her und stillte seinen Hunger, aber nicht seinen Durst, der inzwischen immer quälender wurde. Er mußte eilen, zu Umi zu kommen oder doch irgendwohin, wo es etwas zu trinken gab; deshalb verschmähte er es auch, seinem ermüdeten Körper Ruhe zu gönnen. Er band sich die übriggebliebene Kokosnuß auf den Rücken, nahm das Beil wieder zwischen die Zähne und stieg ins Wasser.

Das war eine beschwerliche Reise! Ähnlich große Mühsal hatte er noch nie ertragen. Die Kehle brannte ihm vor Durst, und wenn er Meerwasser zu schlucken bekam, so war es salzig und vermehrte seine Pein. Dazu dachte er immerfort an die Nuß mit der wohlschmeckenden Milch, die er auf dem Rücken trug und von der er nicht kosten durfte. Der Kiefer begann ihm zu schmerzen, denn das Beil war schwer, und nur mühevoll hielt er den

Kopf mit dieser Last über Wasser. Er durfte es aber nicht wagen, das Beil so zu befestigen, daß er es nicht sofort bei der Hand hatte, denn die Haifische, er bemerkte es wohl, lauerten nur darauf; sie umkreisten ihn in raschen Bögen und warteten auf sein Erschlaffen. Er erschlaffte jedoch nicht, denn er besaß einen starken Willen, und er dachte immerfort an Siti, die bald sein Weib werden sollte. So gelangte er nach einer abermaligen Reise von zwei Tagen und zwei Nächten an den Strand, fand zu essen und zu trinken und schlief hiernach todmüde ein.

Als er erwachte, stand Siti vor ihm. Es war ihm, als ob die Sonne ihm gerade ins Gesicht schiene, als er in ihre Augen blickte, die ihn zärtlich ansahen. „Ich werde dich nun bald zum Weibe bekommen, Siti", sagte er. „Sieh her: das Zauberbeil des Wakoi und die Nuß von der Insel Wantee habe ich erlangt. Nun bleibt mir nur noch die dritte Aufgabe deines Vaters!"

Aber Siti blickte traurig drein und sagte: „Ach, wenn du wüßtest, wie gründlich mein Vater nachgesonnen hat, um eine recht schwere Aufgabe für dich zu finden!"

„Ist es ihm denn gelungen?" fragte Alaua.

„Ich glaube, ja," erwiderte Siti niedergeschlagen, „denn er ist seit gestern sehr guter Laune und grübelt nicht mehr."

„Dann will ich sofort zu ihm gehen", sagte Alaua. Siti hielt ihn zurück, als sie sah, daß er sich erhob und Beil und Kokosnuß aufraffte. „Laß das Beil und die Nuß hier!" sagte sie. „Du darfst diese beiden Dinge meinem Vater nicht eher geben, bis du das dritte auch herbeigeschafft hast, denn vielleicht können dir beide unterwegs sehr nützlich sein."

„Das Beil gewiß", versetzte Alaua. „Aber mit der Kokosnuß weiß ich nichts anzufangen."

„Wenn du das Beil und die Nuß meinem Vater gibst," sagte Siti, „so wird er trachten, dich mit der dritten Aufgabe zu verderben, um hernach die beiden Zauberdinge für sich zu behalten, mich aber dem reichsten Manne unseres Stammes zur Frau zu geben."

Da hörte Alaua auf Siti. Er verbarg das Beil und die Kokosnuß im Walde und begab sich zu Umi; diesem berichtete er von dem Erfolg seiner Taten und fragte ihn nach der dritten Aufgabe.

Umi ärgerte sich sehr, daß Alaua ihm seine Beutestücke nicht sogleich übergeben wollte, aber er konnte nichts dagegen machen. So rückte er denn mit seinem letzten Wunsch heraus:

„In unseren Wäldern", sagte er, „lebt ein großer Zauberer, der sich den Menschen unsichtbar macht; der bald hier und einen Augenblick später schon wieder in unendlich weiter Entfernung sein Wesen treibt. Keiner weiß, wie er sich nennt; wir nennen ihn den Unsichtbaren. Er ist der mächtigste Zauberer, den es gibt! Er besitzt die Macht, Tote wieder zum Leben zu erwecken, denn er allein kennt den Weg, der nach Bulu, ins Geisterland führt; dort trifft er alle Toten und nimmt sie, wenn er will, wieder mit sich auf unsere Inseln zurück. Sie müssen ihm dienen, und wir wissen nicht, womit und wozu. Das aber ist schlimm, sehr schlimm, daß nur dieser Zauberer und keiner von uns Menschen den Weg nach Bulu weiß. Wüßten wir ihn, so wäre das Geheimnis der Toten in unserem Besitz; wir könnten sie lebend machen und uns dienen lassen nach unserm Begehr. Ja, ich, Umi, ich will das Geheimnis kennen; du aber, Alaua, du sollst, ehe du Siti zur Frau bekommst, mir in Erfahrung bringen, welches der Weg nach dem geisterhaften Bulu ist!"

Da verstummte Alaua und hatte viel von seiner früheren Zuver-

sicht verloren, denn er wußte gut, was es hieß, dem Unsichtbaren sein großes Geheimnis zu entreißen. Er ging betrübt in den Wald zurück, wo er seine beiden Beutestücke verborgen hatte, und grübelte hin und her, wie er den Unsichtbaren finden sollte.

Darüber sank er in Schlaf, und im Traum erschien ihm Siti. Sie stand vor ihm und weinte bitterlich, daß er so viele Gefahren um ihretwillen auf sich nehmen müßte, aber auch sie konnte ihm nichts sagen, wie das Gewünschte zu erlangen sei. „Das Einzige, was ich dir raten kann,“ sagte sie, „ist, daß du das Zauberbeil und die Kokosnuß von Wantee mit auf die Reise nehmen sollst: beide Dinge werden dir vielleicht sehr nützlich sein.“

Da erwachte er und fühlte, daß seine Wangen und seine Hände naß waren; es waren Tränen, die salzig schmeckten, aber er konnte sie nicht geweint haben, denn seine Augen waren völlig trocken. Er erhob sich und trat seine Reise an; das Beil und die Kokosnuß aber nahm er mit sich.

Ach, er war lange, lange Zeit unterwegs, viele Jahre! Er unterließ es nie, wenn er jemanden traf, nach dem Wege zum Unsichtbaren zu fragen, aber niemand konnte ihm den angeben; darauf fragte er jedesmal, wo denn der Weg nach Bulu führe, aber da hielten ihn die Leute für närrisch und sagten: „Nur der Unsichtbare kennt den Weg nach Bulu, aber er gibt keinem das Geheimnis preis, denn er will, daß kein Zweiter imstande sei, die Toten zu holen.“

So zog Alaua von Land zu Land, fuhr über viele Meere, durchquerte viele Wälder, genoß die Gastfreundschaft vieler Hütten. Aber er hatte auch schreckliche Gefahren zu bestehen: oftmals geriet er in Dörfer, wo man ihn überfiel, um ihn zu fressen, aber

immer wurde er durch sein wunderbares Beil gerettet, mit dem er einen Feind nur zu berühren brauchte, um ihn zu töten. Oftmals trieben auch Kobolde und Zwerge ihren Schabernack mit ihm, aber er ließ sich nicht von seinem Ziel, von der Suche nach dem Unsichtbaren oder dem Weg nach Bulu ablenken.
Er freute sich, daß er das Beil zur Hand hatte, doch ihn ärgerte die schwere Kokosnuß, die er mit sich herumschleppte, und die ihm doch nichts nützen konnte. Aber jedesmal, wenn er versucht war, sie von sich zu tun, erschien ihm Siti im Traum, weinte und beschwor ihn, die Nuß nicht aus den Händen zu lassen. Und jedesmal, wenn Siti ihm des Nachts erschienen war, dann waren am Morgen beim Erwachen seine Wangen und Hände naß von ihren Tränen.
Die Zeit verfloß, die Suche wollte kein Ende nehmen, aber Alaua hielt immer verbissener daran fest, seine Aufgabe zu erfüllen – schon wußte er kaum noch, für wen! Da geschah es eines Tages, daß er auf seinen langen Wanderungen, ohne es zu wissen, in das Land zurückkehrte, wo Umi und Siti wohnten, und daß er vor eine Hütte kam, aus der er die Stimme Umis vernahm. Diese Hütte gehörte einem Freunde Umis, der für zauberkundig galt, und gerade hörte Alaua, daß Umi seinem Freunde auseinandersetzte, wie er Alaua an der Nase herumgeführt habe! Er verbarg sich rasch und kauerte sich an der Wand zusammen, an die er sein Ohr legte, um jedes Wort zu verstehen; und was er vernahm, erzürnte ihn über die Maßen.
„Alaua ist dumm“, sagte Umi. „Alaua weiß nicht, daß er den Unsichtbaren niemals finden wird; er weiß aber auch nicht, daß er das einzige Mittel, das Geheimnis zu ergründen, auf dem Rükken immerfort mit sich trägt. Die Milch von Wantee ist es, die

die Augen für den Weg nach Bulu öffnet! Niemals wird Alaua darauf verfallen, daß er mit den beiden ersten Aufgaben ja schon die dritte gelöst hat."

„Auch du aber bist dumm, Umi", sagte die andere Stimme. „Denn auf diese Art wirst du niemals zu dem Beil und der Nuß gelangen. Alaua wird sein ganzes Leben lang auf der Suche nach dem Geisterland umherziehen, in der Hand den Tod, den er nach Belieben austeilt, auf dem Rücken das Leben, von dem er nichts weiß; beides übergibt er dir nicht; nach beiden hast du ihn vergebens ausgesandt."

„Du hast recht", sagte Umi. „Ich hatte gehofft, daß er mir das Beil und die Nuß sogleich aushändigen würde! Ich muß nach einem Mittel sinnen, endlich in den Besitz der beiden Zauberdinge zu kommen."

„Ich will Umi prügeln für seine Falschheit", dachte Alaua. Und er wartete den Abend ab, bis Umi wieder in seiner Hütte allein war: da ging er hinein und warf ihm voll Zorn vor, daß er ihn mit Absicht habe überlisten wollen. Umi bekam vor seinen drohend erhobenen Fäusten Angst und beteuerte, er wolle nicht mehr für Siti haben als das Beil und die Nuß; er möge ihm beides geben und Siti mitnehmen. Aber nun, da er am Ziel aller seiner Bemühungen war, nun wurde Alaua ganz plötzlich von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der Milch von Wantee gepackt, die er nur zu trinken brauchte, um das Geheimnis der Toten zu erfahren. Die ganzen abenteuerlichen und gefahrvollen Jahre hatte er dieser Aufgabe nachgejagt, und nun sollte er auf alles verzichten um Sitis willen. Siti hing sich an seinen Hals, schmeichelte ihm und machte ihre schönsten Augen, aber Alaua blieb stumm und lief schließlich zur Hütte hinaus, weil er es

nicht über sich bringen konnte, die Nuß wegzugeben. Nur das Beil ließ er bei Umi liegen.

Er streifte in tiefen Gedanken im Walde umher, saß stundenlang am Strand vor den murmelnden Wellen und konnte sich nicht entschließen, die Nuß aufzuschlagen, die Milch zu trinken und so auf Siti zu verzichten, oder aber die Nuß Umi zu bringen und endlich Siti zur Frau zu bekommen. Gewiß liebte er Siti, aber er liebte den Gedanken, die Geister zu sehen, nicht minder. Er hatte schon mehrmals die Hand erhoben, um die Nuß zu zerschlagen, aber er hatte sie immer wieder sinken lassen. Und ebenso war er schon mehrere Male vor Umis Hütte gestanden, aber er getraute sich nicht einzutreten und die Nuß für immer fortzugeben.

Siti beobachtete ihn betrübt von fern, endlich aber kam ihr ein Gedanke; sie nahm sich ein Boot und blieb drei Tage lang fort, dann kam sie wieder und ging zu Alaua.

„Was zögerst du, meinem Vater die Nuß zu geben?“ fragte sie. „Liebst du mich nicht mehr? Hast du mich über deinen Abenteuern vergessen?“

Alaua schwieg.

„Du glaubst,“ fuhr Siti fort, „daß dir die Macht über die Geister für immer versagt bleiben wird, wenn du die Nuß fortgibst? Du glaubst, daß es nur eine einzige Nuß gibt, die diese Macht verleiht?“

„Ja“, sagte Alaua. „Ich habe doch selbst gesehen, wie alle anderen Nüsse des Baumes von Wantee bei seinem Fall zerschellten!“

„Du irrst dich“, sagte Siti. „Es ist außer dieser noch eine andere Nuß heil geblieben. Du hast sie nicht gesehen, denn sie ist ein

gutes Stück weit fortgerollt, als der Baum fiel. Sie ist bis unter ein Gebüsch gerollt und dort liegen geblieben. Du kannst ruhig dem Vater deine Nuß geben; wir aber fahren zusammen fort nach Wantee, holen die zweite Nuß und gehen in deine Heimat!"
„Weißt du es ganz bestimmt?" fragte Alaua.
„Ich schwöre es", sagte Siti.
Alaua freute sich sehr über diese Mitteilung und war mit Sitis Vorschlag einverstanden. Umi erhielt die Nuß und ließ Siti ziehen; ob er die Milch getrunken und was er hernach angefangen hat, weiß man nicht.
Alaua und Siti aber fuhren nach Wantee, dieselbe Strecke, die Alaua zweimal schwimmend zurückgelegt hatte; auf der Insel begannen sie zu suchen, und in der Tat fand Siti in einiger Entfernung vom gestürzten Stamm des Baumes, unter einem Gebüsch, eine Kokosnuß. Sie war nicht so groß und schwer wie die anderen Nüsse von Wantee, und das war kein Wunder, denn es war eine einfache Nuß von Umis Palme, und Siti hatte sie vorher mitgenommen und dort unter das Gebüsch versteckt. Aber Alaua glaubte, nun wieder im Besitz des Zaubermittels zu sein; er war voller Freude und wollte die Nuß gleich genießen, doch Siti bat ihn, damit zu warten, bis sie zu Hause angelangt seien. Alaua willigte ein: sie fuhren weit weg in seine Heimat und bauten sich dort eine Hütte.
Und die Nuß? Siti verstaute sie in der letzten Ecke unterm Gerümpel; jedesmal, wenn Alaua sich ihrer entsann, wußte Siti ihn abzulenken, und in dieser Kunst ward sie von Jahr zu Jahr eine größere Meisterin. Alaua aber vergaß schließlich seinen Durst nach der Milch von Wantee, vergaß ihn über seinem Weib, seinen Kindern und der Sorge und den täglichen Freuden.

OTTO VON TAUBE / GEN ABEND

Gen Abend: Vögel ziehen übers Feld;
Wer weiß, woher, wer weiß, auf welchen Bahnen,
Wer weiß, wohin der Zug die Richtung hält.

Gen Abend: Und mein Blick zieht übers Feld.
Wer weiß, woher, welch sonderbares Mahnen
Das alt und stumpf gewordene Herz befällt.

Gen Abend: Ließ ich unter mir das Feld
Und folgte, hingegeben, meinem Ahnen
Weit weg von hier, hinaus aus dieser Welt!

D. H. LAWRENCE / ÜBER SICH SELBST

Wenn ich gefragt werde: „War es sehr schwierig vorwärtszukommen und Erfolg zu haben?" so muß ich antworten: „Wenn ich wirklich vorwärtsgekommen bin und Erfolg gehabt habe, so ist es nicht schwer gewesen.

Ich habe weder in einer Dachstube gehungert noch angstvoll auf den Briefträger gewartet. Ich habe nicht mit blutigem Schweiß darum gekämpft, überragende Werke zu schaffen und bin auch nicht eines Morgens als berühmter Mann aufgewacht.

Ich war ein armer Kerl. Eigentlich hätte ich gegen die Grausamkeit meiner Lebensverhältnisse ankämpfen sollen oder Schicksalsschläge erdulden müssen, bevor ich Schriftsteller von sehr bescheidenem Einkommen und sehr fraglichem Ruf wurde. Aber

ich tat nichts dergleichen. Alles entwickelte sich aus sich selbst heraus, ohne daß ich viel geklagt hätte.
Das klingt bedauerlich, weil ich nun einmal als armer Kerl aus der arbeitenden Klasse nur geringe Zukunftsmöglichkeiten vor mir sah. Doch wer bin ich denn schließlich heute?
Unter der Arbeiterbevölkerung wurde ich geboren und erzogen. Mein Vater war nur ein Bergwerksarbeiter, von dem es nichts Lobenswertes zu erzählen gibt. Er war nicht einmal achtenswert, weil er sich ziemlich häufig betrank, sich nie in der Kirche sehen ließ und meist sehr aufsässig gegen seine unmittelbaren Vorgesetzten im Schacht war.
Fast nie hatte er eine ergiebige Stelle im Schacht, denn stets war er widerspenstig und ärgerte die Aufseher durch albernes Gerede und Beschimpfungen. Fast jeden beleidigte er mit voller Absicht. Wie konnte er also Entgegenkommen erwarten? Trotzdem stöhnte und klagte er, wenn sie ihn nicht bevorzugten.
Meine Mutter war ihm wohl überlegen. Sie war Städterin und entstammte dem Kleinbürgertum. Sie sprach reines King's Englisch und konnte niemals den Dialekt meines Vaters nachahmen, den auch wir Kinder auf der Straße sprachen.
Sie hatte eine sehr gute Handschrift und schrieb hübsche und amüsante Briefe, wenn sie in Stimmung war. Als sie älter wurde, bereitete ihr das Lesen von Familienromanen große Freude.
Aber in erster Linie war diese Frau mit ihrer kleinen, schäbigen, schwarzen Haube, unter der ein kluges, klares, ungewöhnliches Gesicht zum Vorschein kam, die Frau eines Arbeiters und nichts weiter. In dem Maß, wie mein Vater mißachtet wurde, war meine Mutter angesehen. Sie war von feinfühliger, lebhafter Art und vielleicht wirklich etwas Besonderes. Aber sie mußte

eben mitten unter der arbeitenden Klasse, in der Gesellschaft ärmerer Grubenarbeiterfrauen, ihr Leben verbringen.

Ich war ein zarter, bleicher Bengel mit einer Schnupfennase und wurde dieser Zartheit wegen von den meisten Menschen auch zart behandelt. Im Alter von zwölf Jahren kam ich in die Nottinghamer Bürgerschule, wo mir eine Freistelle mit jährlich 220 M. zugesprochen worden war.

Nachdem ich die Schule verlassen, war ich drei Monate Schreiber. Diese Tätigkeit wurde durch eine sehr schwere Lungenentzündung unterbrochen, die meine Gesundheit auf immer zerstört hat.

Ein Jahr später wurde ich Lehrer, und nach drei Jahren heftigen Bemühens, die Kinder der Bergarbeiter zu unterrichten, ging ich auf die Universität in Nottingham.

Ebenso gern, wie ich der Schule den Rücken gekehrt hatte, verließ ich auch die Universität, die für mich nichts als Enttäuschung brachte, denn sie ließ jeden lebendigen Gedankenaustausch vermissen. Von dort kam ich nach Croydon, um an einer Elementarschule mit einem Gehalt von 2000 M. Unterricht zu geben.

Während meiner Lehrtätigkeit hatte ein Mädchen, die Freundin meiner Kindheit, selbst Lehrerin in einem Grubenarbeiterdorf, ohne mein Wissen einige meiner Gedichte abgeschrieben. Sie sandte diese an die „English Review“, die damals gerade von Ford Madox Hueffer neu begründet worden war.

Hueffer war sehr entgegenkommend, ließ die Gedichte abdrucken und bat mich, ihn aufzusuchen. Dieses Mädchen hatte mich also in die Öffentlichkeit gebracht, so einfach und leicht, wie eine Prinzessin einen Faden durchschneidet oder ein Schiff tauft.

Vier Jahre lang hatte ich gebraucht, um meinen ersten Roman „The White Peacock" stückweise aus den Tiefen meines Bewußt-seins herauszuholen. Den größten Teil davon habe ich wohl fünf- bis sechsmal geschrieben.

Ich stürzte mich meist auf die Arbeit, schrieb ein wenig und zeigte es meinem Mädchen, das mich stets lobte. Nachher stellte ich fest, daß es doch nicht das war, was ich wollte, und ver-suchte es anders. Nur in Croydon habe ich, abends nach dem Unterricht, ziemlich stetig gearbeitet.

Schließlich wurde diese Arbeit nach fünfjährigem, krampfhaf-tem Bemühen fertig. Hueffer wollte sogleich das Manuskript sehen. Er las es sofort und war anscheinend sehr davon einge-nommen. Als wir zusammen in einem Omnibus fuhren, sagte er mir mit seiner merkwürdigen Stimme: „Die Arbeit enthält jeden Fehler, den ein englischer Roman überhaupt haben kann."

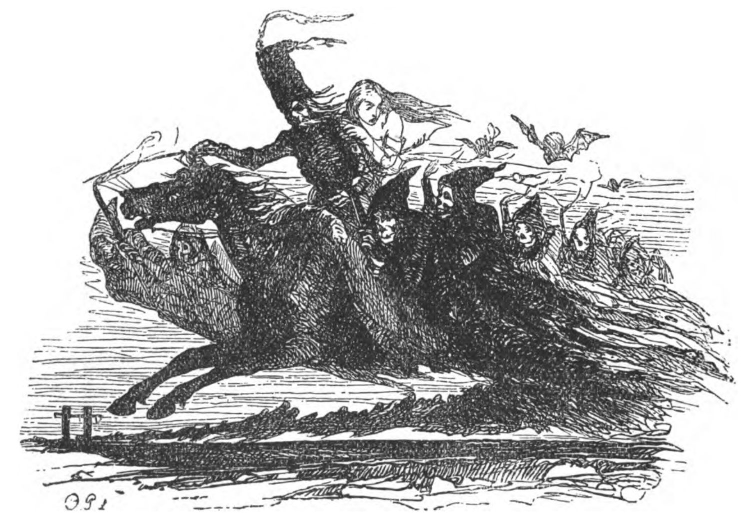
Gerade damals hatte der englische Roman angeblich so zahl-reiche Fehler, daß er im Vergleich zum französischen kaum eine Daseinsberechtigung hatte.

„Aber," überschrie Hueffer den Lärm im Buss, „Sie sind ein Genie!"

Diese Worte, die so komisch klangen, reizten meine Lachmus-keln, denn als Kind hatte man mir dies schon oft gesagt, gewisser-maßen, um mich über Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß.

Hueffer hatte das natürlich nicht gemeint, denn er war selbst ein genialer Kerl. Jedenfalls sandte er das Manuskript an den Ver-leger W. Heinemann, der es sofort annahm. Ich hatte nur vier Zeilen zu ändern, über die heute jeder lächeln würde. Von Hei-nemann sollte ich bei Veröffentlichung des Buches 1000 M. er-halten.

Während dieser Zeit brachte Hueffer mehrere Gedichte und auch einige Novellen von mir in der „English Review". Die Leute lasen sie und redeten mich zu meinem Erstaunen darauf an. Es war mir sehr unangenehm, in den Augen der Leute als Schriftsteller zu gelten, zumal deshalb, weil ich Lehrer war. –



Octave Penguilly.
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts.

Als fünfundzwanzigjähriger Mensch verlor ich meine Mutter. Zwei Monate danach erschien „The White Peacock" – für mich bedeutete das damals gar nichts. Ich blieb dann noch ein Jahr Lehrer und hatte wieder eine sehr gefährliche Lungenentzündung. Nach meiner Genesung ging ich nicht wieder in den Lehrerberuf zurück, sondern lebte dann von den kargen Einkünften meiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Nun sind siebzehn Jahre vergangen, seitdem ich den festen Beruf aufgab und das unabhängige Leben eines Schriftstellers führe. Aber ich habe nie Hunger leiden müssen, bin mir nie arm vorgekommen, obgleich mein Einkommen in den ersten zehn Jahren nicht besser, sondern häufig schlechter war als das eines Dorfschullehrers.

Ein Mensch, der an Armut gewöhnt ist, kann schon mit wenigem auskommen. Mein Vater würde mich heute bestimmt für reich halten, und meine Mutter würde glauben, daß ich eine Rolle in der Welt spiele, – selbst wenn ich das Gegenteil behaupten würde.

Aber irgend etwas stimmt da nicht, bei der Welt oder bei mir oder bei beiden. Ich bin weit herumgekommen, habe viele Menschen verschiedenster Art und Herkunft getroffen und manch einen darunter aufrichtig lieb gewonnen und geachtet.

Die Menschen sind persönlich fast immer sehr freundlich gewesen. Von Kritikern wollen wir hier nicht reden, sie sind eine besondere Fauna für sich. Ich habe den ehrlichen Wunsch gehabt, mit Kollegen freundschaftlich auszukommen, aber es ist mir nie ganz gelungen. Es mag dahingestellt bleiben, ob ich in der Welt weiterkomme, sicher ist, daß ich *mit* der Welt nicht gut weiterkomme. Ich zweifle auch, ob ich je in der Welt Erfolg haben werde, sicherlich ist mir aber menschlicher Erfolg nicht beschieden. Ich will damit sagen, daß zwischen mir und der Gesellschaft oder einfachen Leuten nicht gerade ein herzliches Verhältnis besteht. Es ist da ein Riß, und ich fühle mich mehr zu Wesen hingezogen, die keine Menschen sind und auch nicht reden können.

Früher dachte ich, das alte, ausgemergelte Europa sei daran schuld,

aber der Aufenthalt in anderen Erdteilen bestätigt mir das Gegenteil. Europa ist wohl der am wenigsten ausgemergelte Erdteil, weil er der am dichtesten bewohnte ist, ein Erdteil, der nur aus Lebendigem und Leben besteht.

Seit meiner Rückkehr aus Amerika frage ich mich selbst sehr ernsthaft: Warum bestehen so wenig Berührungspunkte zwischen mir und den Menschen, die ich kenne? Warum zeitigt diese Berührung keine lebendige Meinung?

Im Augenblick, wo ich überlege, um die Antwort niederzuschreiben, weiß ich, daß dies eine Frage ist, die viele Menschen quält.

Die Antwort hat wohl einiges mit Klassenbewußtsein zu schaffen. Der Klassengeist umschließt die bestgewollten menschlichen Absichten wie ein Ring. Nicht die Mittelklasse als solche hat diese Eindämmung vorgenommen, sondern der Triumph des Klassenbewußtseins.

Als ein Mann aus Arbeiterkreisen empfinde ich, wie das Bürgertum den Lebensstrom in mir hemmt, wenn ich mit ihm zusammenkomme. Ich gebe gern zu, daß es sich dabei oft genug um gebildete und gute Menschen handelt, aber ihre Gegenwart genügt, um etwas in mir abzuriegeln.

Warum lebe ich also nicht mit meiner arbeitenden Klasse zusammen, wird man mich fragen. Weil ihre Lebensfäden in einer anderen Richtung verlaufen. Sie sind eng, aber tief veranlagt und leidenschaftlich, während die Mittelklasse flach, breit und leidenschaftslos ist. Völlig leidenschaftslos! Bestenfalls erreichen sie den Grad der Zuneigung, als den leidenschaftlichsten Zustand der Mittelklasse.

Aber die Arbeiterklasse hat einen engstirnigen Standpunkt, ist

voreingenommen, auch ihre Intelligenz ist beengt. Das bedeutet wiederum Einengung für mich. Man kann überhaupt keiner Klasse angehören.
Doch stelle ich fest, daß ich hier in Italien z. B. mit den Bauern, die den Grundbesitz bewirtschaften, einige gewisse unausgesprochene Berührungspunkte habe. Ich sage ausdrücklich unausgesprochen, denn wir reden fast nicht miteinander, bieten uns kaum die Tageszeit. Sie arbeiten nicht etwa in meinen Diensten.
Und doch kommt von ihnen ein Lebensstrom zu mir. Ich möchte nicht mit ihnen in ihren armseligen Hütten leben, es wäre ein Gefängnis für mich. Aber hier draußen mag ich sie um mich haben, und ich bringe unsere Lebensbeziehungen einander näher, ohne dabei idealisieren zu wollen. Durch Idealisierung ist schon genug gesündigt worden, und es ist schlimmer als selbstbewußt daherschwatzende Schulkinder.
Ich erwarte weder heute noch in Zukunft irgendwelche Offenbarungen von ihnen. Nur in ihrer Nähe möchte ich sein, weil ihr Leben so ruhig dahinfließt.
Ich weiß genau, warum ich nicht den Spuren von James Barrie oder H. G. Wells folgen kann, die beide der arbeitenden Klasse entstammen und so erfolgreich waren.
Jetzt weiß ich auch, warum ich niemals weltbekannt oder nur ein wenig beliebt und reich sein werde: Weil ich den Übergang von meiner arbeitenden Klasse zur Mittelklasse nicht finden kann!
Um alles in der Welt kann ich nicht meine leidenschaftliche Verbundenheit und meine eingewurzelte Blutsverwandtschaft mit den Arbeitern, Tieren und dem Landleben hergeben, für

die dünne unechte Lebenskultur, das Überbleibsel des geistigen Bewußtseins, das sich einstmals selbst zerstören wird.

Übertragen von Kurt Fiedler

WILHELM SCHMIDTBONN
DIE DREI JUNGFRAUEN VON HEEMSTEEDE

Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines spanischen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutschland bei sich zu Gast. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken sein. Kaum waren sie von den Menschen und Häusern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin – da warfen sie ihre reichen und schweren Kleider hinter einen Busch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen so, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinste, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, sprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Übergefühl der Freiheit sogar nach Wolken und Sonne. Da sie so ihre Augen oben hatte, fiel sie jäh zur Erde. Sie wollte aufstehen und nach dem Stock oder Stein sich umdrehen. Da sah sie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das rasch höher wuchs und schon um ihre dünnen Kniee sich schlang. Das Mädchen rief erstaunt den Freundinnen zu. Die zweite, schlank und schmal, von kindlichem Wuchs, so daß sie eher einem Knaben gleichsah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu messen, die Augen nur an der Erde gehabt. Jetzt war sie plötzlich von einem Volk von Käfern umflogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr

befreites Haar besetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufstellten, so daß sie erschreckt mit den Händen hineingriff, um sich Luft zu schaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl sie an Jahren nicht älter war als die anderen, schämte sich ein wenig, zu springen, denn die Brüste schmerzten sie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Gestalt schien die Ruhe angemessener als rasche Bewegung. Sie stand deshalb an einem Strauch und riß Blätter ab, um sie ins Haar zu flechten. Als sie auf den Ruf der ersten sich umwenden wollte, griffen unversehens die Äste des Strauches nach ihr, wanden sich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß sie sich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der ersten zu Hilfe. Diese kniete noch und versuchte das Gras, das schon ihr Kinn erreichte, von sich zu reißen. Die anderen befreiten sie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann liefen sie so schnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber schon schossen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu sehen waren, umkreischten sie, kämpften miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten sich die Ohren vor dem taubmachenden Gesang zu, schrieen vor Furcht und liefen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückschlug.
Im Sand standen die Mädchen still und dachten sich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die schwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes feine Härchen der Haut zu sehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie

legten sich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten sich über die Abdrücke ihrer Formen, schufen so ein ganzes Volk von schönen Frauen – bis sich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinlief, die Glieder so beschwerte, daß sie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen sahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten sich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochstanden. Waren sie erst errötet und beglückt von dieser unerwarteten Liebe der Welt, so wurden sie nun ihrer Schönheit fast böse. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder festhalten wollte, zum Wasser hin, schon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Wasser noch nicht erreicht, da spülten schon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, standen auf in springenden Spitzen und vorgestreckten Rundungen. Die Mädchen retteten sich in ein Boot, das im Sande lag, sahen sich voll verwunderter Furcht an, sahen auf Sand und Wasser hinaus, hakten die Arme fest ineinander, um Schutz zu haben, aber auch schon in der Freude, hier endlich sicher zu sein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunterkommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob sich ein wenig im steigenden Wasser, schwamm, drehte sich. Es schien ein Spiel und noch nicht nötig, Menschen, die in der Ferne sichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausspringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unsichtbaren Kraft bewegt, rasch, in gerader Linie, einem bestimmten Ziele zu, vom Land weg auf das silberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu spät. Die Menschen in der Ferne stießen zwar ein anderes Boot ins Wasser, um dem ersten nachzueilen. Aber

das erste war so schnell, daß bald nur noch Wasser und Luft und kein Boot mehr zu sehen war.

Draußen gab das Holz ein seltsames Tönen von sich, wie wenn nicht an Holz, sondern an Glas geschlagen würde. Tausend Blumen in allen bunten Farben sprangen heraus, so daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu sehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Absätzen, ein silbernes Volk von Fischen schwamm mit und leuchtete, als wenn sie alle Wunderlampen in sich trügen, daß alle Teile ihres Innern brennend zu sehen waren, neue, nie gesehene, große bunte Vögel kamen so schnell herbei, als ob sie aus der Luft entständen, und sangen mit dunklen, menschenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, sondern eine ritterliche Werbung aller.

Während die Mädchen umschlungen auf den Knieen lagen und mit aufgerissenen Augen zum Himmel hoch beteten, grub das Schiff unter Musik und Wohlgeruch heiter seinen Weg in Sonne und Blau hinein, langsam und unaufhaltsam, und immer diesem bestimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Insel mehr gab.

Aus dem Band der Insel-Bücherei (Nr. 410)
„Der kleine Wunderbaum"

RAINER MARIA RILKE / EIN BRIEF

An Clara Rilke

Capri, Villa Discopoli, Sonntag, den 20. Januar 1907

... es ist wieder ein Sonntag, und ich bin noch so sehr in dem Feriengefühl unseres lieben Wiedersehens, daß mir ist, als müßt



ich dich in einer Weile da unten in der Villa Pagano abholen. Wenn ich aber aufstehe, dann fällt mein Blick auf den aufgeschlagenen Atlas, immer auf dasselbe, nun schon vertraute Bild, das wie ein Stammbaum aussieht, darstellend das ungeheure lange Leben eines Ahnherrn, der sich ganz zum Schluß weithin auseinanderzweigt und ausbreitet. Immer wieder seh ich mir diesen Strom an, der Wunder tut, und immer mehr scheint er mir die Geschichte der Götter jenes Landes darzustellen; den geheimnisvollen, nie erkannten Ursprung der Gottheit aus dem unerschöpflichen Vorrate hochgelegener Seen, ihren langen, machtvollen, anwachsenden Weg, auf dem sie immer dasselbe tat in allem, was ihr begegnete, und schließlich ihr Auseinanderfallen in Arme und Äste, in die vielen kleineren Götter, mit denen jede Kultur mündet, ausgeht, unkenntlich wird. –
Ich habe mir den großen Andrée herübergeholt und vertiefe mich in dieses merkwürdig einheitliche Blatt; ich bewundere den Verlauf dieser Stromlinie, die, ansteigend wie ein Rodinscher Kontur, eine Fülle abgewandelter Bewegtheit enthält, Ausweichungen und Wendungen wie eine Schädelnaht, Millionen kleiner Gebärden, mit denen sie sich nach rechts und nach links wendet wie jemand, der austeilend durch eine Menge geht und da noch jemanden sieht und dort noch einen, der seiner bedarf, und nur langsam vorwärts kommt. – Zum erstenmal fühle ich einen Fluß so, so wesenhaft, so bis an den Rand der Personifikation heran wirklich, so als ob er ein Schicksal hätte, eine dunkle Geburt und einen großen ausgebreiteten Tod, und zwischen beiden ein Leben, ein langes, ungeheures, fürstliches Leben, das allen, die in seiner Nähe waren, zu tun gab, jahrtausendelang; so groß war es, so anspruchsvoll, so wenig zu bewältigen. (Wie war

die Wolga dagegen unpersönlich, wie war sie nur ein immenser Weg durch jenes andere erhabene Land, dessen Gott noch überall im Werden ist –.) Aber während ich dem heiligen Wundertäter auf seinem Wege nachgehe, an den Namen vorbei, die schwer sind von einem Niederschlag uralter Bedeutungen, steigt, wie ein Gegenspiel seiner Sichtbarkeit und Sicherheit, die Wüste herauf, ungewiß, ohne Ende und ohne Anfang, wie Ungeschaffenes; Weiten, die manchmal aufstehn und überall sind, mit ihrem Nichts die Himmel zerstörend, ein Gewebe uralter Wege, die sich gegenseitig aufheben, ein Meer, dessen Ebbe bis auf den Grund, dessen Flut bis an die Sterne geht und ansteigt wie Jähzorn, unberechenbar, unbegreiflich, unaufhaltsam. Wenn man das Meer gesehen hat und sich gewöhnt hat an die unendliche Gegenwart der Himmel, die die flache Erde spiegelt und denen sie sich an anderen Orten entgegenstemmt mit den Strebemauern ihrer Gebirgszüge, wenn man von alledem einen Anfang begriffen hat, dann bleibt noch dieses Eine, Uneinbegriffene: die Wüste. Du wirst sie sehen. Wirst das Haupt der großen Sphinx sehen, das sich mühsam emporhält aus ihrem beständigen Anschwellen, dieses Haupt und dieses Gesicht, das die Menschen begonnen haben in seiner Form und Größe, dessen Ausdruck aber und Schauen und Wissen unsäglich langsam vollendet ward und so ganz anders als unser Angesicht. Wir stellen Bilder aus uns hinaus, wir nehmen jeden Anlaß wahr, weltbildend zu werden, wir errichten Ding um Ding um unser Inneres herum –: hier aber war eine Wirklichkeit, die sich von außen in diese Züge warf, die nichts als Stein sind. Die Morgen von Jahrtausenden, ein Volk von Winden, der Aufstieg und Niedergang unzähliger Sterne, der Sternbilder großes Dastehen, die

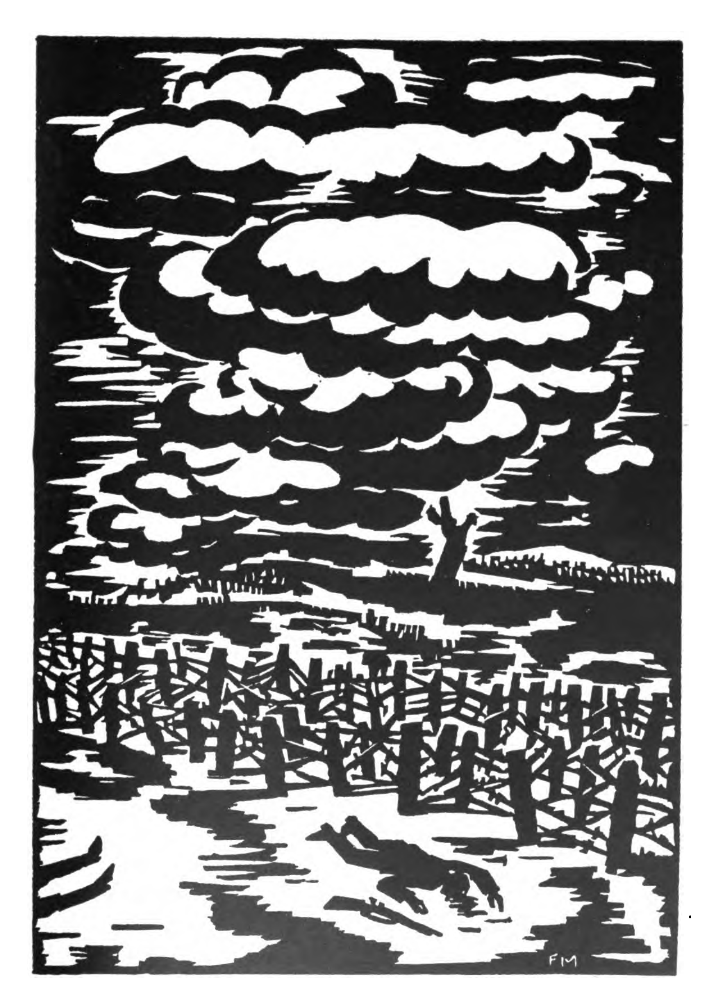
Glut dieser Himmel und ihre Weite war da und war immer wieder da, einwirkend, nicht ablassend von der tiefen Gleichgültigkeit dieses Gesichtes, so lange, bis es zu schauen schien, bis es alle Anzeichen eines Schauens genau dieser Bilder aufwies, bis es sich aufhob wie das Gesicht zu einem Innern, darin alles dieses enthalten war und Anlaß und Lust und Not zu alledem. Und da, in dem Augenblick, da es voll war von allem Gegenüber und geformt von seiner Umgebung, war ihm auch schon der Ausdruck hinausgewachsen über sie. Nun wars, als ob das Weltall ein Gesicht hätte, und dieses Gesicht warf Bilder darüber hinaus, bis über die äußersten Gestirne hinaus, dorthin, wo nie noch Bilder gewesen waren... Sag mir,..., ob es nicht so ist? Ich denke mir: es muß so sein, unendlicher Raum, Raum, der hinter den Sternen weitergeht, muß, glaub ich, um dieses Bild herum entstanden sein...

„Briefe 1906 bis 1907“

KIN PING MEH

Frau Hua knüpft über die Mauer hinweg heimliche Fäden. Zofe Ying Tschun späht durch die Fensterritze

Eines Tages hatte Hsi Men eine Einladung zu seinem Nachbar Hua Tse Hsü erhalten. Als er um die Mittagsstunde hinüberkam und in Gedanken versunken den Außenhof durchschritten hatte, wäre er beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, so überraschend stand sie mit einem Male auf der erhöhten Plattform innerhalb der zweiten Pforte vor ihm. Er hatte sie wohl schon früher einmal bei einem Besuch auf dem Landgut seines Freundes von



Frans Masereel: Holzschnitt aus „Medardus“

weitem gesehen, aber heute war es das erstemal, daß er ihren Anblick aus nächster Nähe genießen durfte. Der heißen Jahreszeit entsprechend war sie nur leicht gekleidet. Ihr dünnes Obergewand ließ den Hals offen und schloß sich über dem Busen so lose wie die beiden Hälften einer gespaltenen Lotoswurzel, die nur noch mit zarten Fasern zusammenhängen. Unter dem durchbrochenen Saum ihres weißen Obergewandes lugten wie zwei spitze Zünglein zierliche rote, mit dem Phönix-Enten-Muster bestickte Satinpantöffelchen hervor. Um das Haar spannte sich ein Silbermaschennetz, an den Ohren funkelten goldgefaßte Rubinanhänger. Ihre volle Gestalt war von Mittelgröße, das runde Oval ihres Melonengesichtes war von zwei feingeschwungenen Brauen markiert. Ihr Anblick machte, daß seine Sinne in Himmelsweiten davonstoben.

Sie erwiderte seine tiefe Verbeugung mit einem leisen Wan fu „Zehntausendfaches Glück!" und zog sich alsbald zurück. Aber nachdem ihn eine Zofe ins Empfangszimmer geleitet und zum Platznehmen genötigt hatte, tauchte ihr herrliches Antlitz halbversteckt am Türrand wieder auf, und er hörte sie sagen: „Verweilt Euch, bitte, einen Augenblick. Mein Gatte ist eben noch auf einem Geschäftswege. Er wird bald zurück sein."

Und eine Weile später, nachdem ihm die Zofe Tee serviert hatte, hörte er ihre Stimme erneut hinter der Tür:

„Darf ich eine Bitte an Euch richten, edler Herr? Sollte mein Mann heute mit Euch auszugehen wünschen, um an einer gewissen Stätte Wein zu trinken, so sorgt um meiner Ehre willen dafür, daß er nicht allzulange ausbleibt. Übrigens bin ich augenblicklich mit meinen zwei Zofen ganz allein im Haus."

Hsi Men hatte gerade noch Zeit zu versichern: „Frau Schwägerin, ich werde nicht verfehlen..."

Da wurde Freund Hua's Rückkunft gemeldet, worauf die Gattin sofort von der Tür verschwand. Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen. Ihr Mann hatte Hsi Men nur herübergebeten, um sehr bald mit ihm zu einem Gang nach Mutter Wu's Kuppelquartier aufzubrechen. Denn dort beging seine Freundin ‚Silberchen' gerade heute, am Vierundzwanzigsten des sechsten Monats, ihren Geburtstag, und der mußte natürlich fröhlich gefeiert werden. Dem Wunsch der schönen Frau Hua entsprechend, brachte Hsi Men den schwer berauschten Freund, dem er nach Kräften zu diesem Zustand mitverholfen hatte, bereits am frühen Abend nach Hause zurück. Als man den Trunkenen glücklich ins Innere gebracht hatte und Hsi Men sich wieder empfehlen wollte, erschien Frau Hua bei ihm im Gastzimmer unter dem Vorwand, ihm für seine Begleitung Dank zu sagen.

„Mein Tölpel von Mann hat sich natürlich beim Trinken wieder übernommen", sprach sie. „Wie rücksichtsvoll von Euch, ihn nach Hause zu begleiten!"

Hsi Men verneigte sich.

„Oh, bitte sehr. Ein Geheiß von Euch wird mir stets wie eine erzene Inschrift ins Herz gegraben, in die Knochen geschnitten sein. Überdies hatten wir denselben Weg. Ich bedaure nur, daß meine Unachtsamkeit es nicht zu verhindern wußte, daß er sich in jenem Haus so lange aufgehalten hat. Es kostete meine ganze Kraft, ihn zum Aufbruch zu bewegen. Und als wir unterwegs an der ‚Halle des Freudensterns', dem Quartier von Mutter Tschong, vorüberkamen, da hatte ich wieder die größte Mühe, einen Aufenthalt zu vermeiden. Kaum hatte er nämlich die kleine

‚Lieblingsparfüm', übrigens ein recht hübsches Ding, die zufällig vorm Eingang stand, zu Gesicht bekommen, da zog es ihn mit aller Macht hinein. Hätte ich ihn gewähren lassen, dann wäre er bestimmt die ganze Nacht dort geblieben. Wie kann man nur eine junge liebe Gattin daheim derart vernachlässigen! Es ist wirklich unverantwortlich von dem dummen Kerl!"

„Da habt Ihr recht. Ich bin vor Kummer schon ganz krank über sein leichtsinniges Treiben. Darf ich hoffen, daß Ihr ihn mir zuliebe auch künftig etwas beaufsichtigen werdet? Ich wäre Euch von Herzen dankbar!"

Nun, Hsi Men war ein Mensch, bei dem ein leiser Klaps auf den Kopf genügte, um die Fußsohle augenblicklich das Echo nachklappen zu lassen. Dank seiner jahrelangen Erfahrung im Spiel des Mondes und der Winde begriff er sofort, daß ihm die schöne Frau Hua mit ihren Worten eine bequeme Einfahrt in den Hafen der Liebe geöffnet hatte. Sollte er blöde sein und die Weise, die sie anschlug, überhören? Und ein verstehendes Lächeln schob sich über sein Gesicht, als er erwiderte: „Seid unbesorgt, Frau Schwägerin! Ich werde ihn mit aller Strenge beaufsichtigen."

Sie dankte und empfahl sich. Er aber trank seine Tasse Tee mit Aprikosenkernschaum aus und wandte sich befriedigt zum Gehen.

Von nun an ging er planmäßig vor. Sooft er mit Freund Hua ein Freudenhaus aufsuchte, mußten seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta den andern beim Becher festhalten und möglichst dazu verleiden, außer Hauses zu übernachten. Er selbst machte sich dann verstohlen davon und stellte sich daheim vor seiner Haustür auf die Lauer. Sobald er nun bemerkte, daß seine

schöne Nachbarin ihrerseits mit den beiden Zofen im Nebentor erschien, um nach dem abwesenden Gatten Ausschau zu halten, pflegte er von ungefähr in ihrer Nähe vorüber zu spazieren, sich bald nach Ost zu wenden, bald nach West zu drehen, sich auch durch Räuspern bemerkbar zu machen und angelegentlich zu dem Schatten im Torweg hinüber zu spähen. Sie wiederum pflegte sich bei seinem Nahen stets scheu ins Torinnere zurückzuziehen, sobald er aber vorüber war, behutsam wieder herauszuwagen und mit vorgerecktem Kopf nach ihm zu lugen. So trieben sie beide ein erwartungsvolles Augenspiel, und eins hoffte vom andern, es möchte den Beginn der Annäherung machen.

Eines Abends stand er wieder auf seinem gewohnten Posten, da trat von drüben Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Wünscht deine Herrin etwas von mir?" fragte er gespannt.

„Ja, sie möchte Euch sprechen. Der Herr ist nicht zu Hause."

Eilig folgte er der Aufforderung und ließ sich in das Empfangszimmer führen.

„Ihr wart neulich so gütig..." begrüßte ihn die Nachbarin. „Seid Ihr vielleicht heute oder gestern mit meinem Mann zusammengetroffen? Er ist seit zwei Tagen verschwunden."

„Gewiß, wir waren gestern bei Mutter Tschong zusammen. Ich mußte Geschäfte halber etwas früher fort. Heute habe ich ihn nicht gesehen, und ich kann wirklich nicht sagen, wo er augenblicklich steckt. Ich bin nur beruhigt, daß ich selbst nicht mehr dort bin, sonst müßte ich ja die schwersten Vorwürfe von Eurer Seite gewärtigen, daß ich mein Versprechen so wenig einlöse."

„Ach, er bringt mich noch zur Verzweiflung mit seiner Rück-

sichtslosigkeit! Muß er sich denn beständig draußen unter Blumen und Weiden herumtreiben und sein Heim vernachlässigen?"

„Er ist sonst der beste, liebenswürdigste Mensch..." heuchelte Hsi Men seufzend, der sich in der Besorgnis, vom Gatten überrascht zu werden, bald darauf empfahl.

Als Freund Hua am nächsten Tage nach Hause kam, entlud seine Frau den gegen ihn aufgespeicherten Groll in heftigen Vorwürfen, dann fuhr sie fort:

„Unser Nachbar Herr Hsi Men war so aufopfernd, sich etwas um dich zu kümmern, sonst würdest du ganz und gar verkommen. Wir sind es ihm schuldig, unsern Dank durch eine kleine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Das erhält die Freundschaft."

Woraufhin Freund Hua gehorsam vier Schachteln mit kleinen Geschenken vollpackte und samt einem Krug besten Weins ins Nebenhaus schickte.

Mondfrau, von Hsi Men über das Motiv dieser Spende aufgeklärt, meinte sarkastisch:

„Sieh da, du kümmerst dich um seinen soliden Lebenswandel! Du solltest dich lieber um deinen eigenen Lebenswandel kümmern! Das ist gerade, wie wenn ein Lehmbuddha einen Tonbuddha schulmeistern will. Treibst du dich nicht selber den ganzen Tag draußen herum? Übrigens, anstandshalber müssen wir diese Aufmerksamkeit erwidern. Sieh doch mal nach, wessen Unterschrift auf dem Begleitschreiben steht. Ist es die Unterschrift seiner Frau, dann muß ich mit einer Einladung an sie erwidern. Ist es dagegen Herrn Huas Unterschrift, dann überlasse ich dir, was du tun willst."

„Es ist seine Unterschrift", erwiderte Hsi Men. „Ich werde ihn für morgen einladen."
Nachdem sich also Freund Hua einen Tag lang hätte üppig traktieren lassen, war es wiederum dessen Gattin, die ihm vorrechnete, daß die paar schäbigen Geschenke doch in gar keinem Verhältnis zu der reichlich genossenen Gastfreundschaft ständen. Man sei dem Nachbarhaus gegenüber wieder in Schuld, und es wäre unbedingt nötig, daß man sich mit einer baldigen Gegeneinladung revanchiere. Dazu bot der neunte Tag des neunten Monats, das Chrysanthemumfest, Gelegenheit. Freund Hua lud also Hsi Men nebst vier weiteren Kumpanen für diesen Tag zur Chrysanthemenschau in sein Haus. Zwei Tänzerinnen waren zur Unterhaltung engagiert, und es ging wie üblich hoch her.

Das ist die Zeit, wenn flinke Hasen
Im Zickzackbogen über Äcker fliehn,
Wenn rot getupft erglühen Baum und Rasen,
Von gelben Blumen seltne Düfte ziehn.
Was kümmert uns der Trauerflug der Raben?
Man muß der Zeiten Gunst nur recht verstehn.
An Wein uns und an schmucken Dirnen laben
Und die Geliebte hinterm Vorhang spähn!

Es war um die Stunde, da man die Laterne zur Hand nimmt, als sich Hsi Men von der Tafel erhob, um einmal zu verschwinden. Draußen vor der Tür wäre er im Dustern beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, die den Platz neben der Geistermauer als Beobachtungsposten erwählt hatte. Sie verzog sich schnell zur westlichen Seitenpforte. Gleich darauf trat aus der Dunkelheit Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Meine Herrin läßt Euch bestellen," flüsterte sie, „Ihr möchtet im Trinken Maß halten und Euch beizeiten empfehlen. Sie wird Euch später eine weitere Botschaft zugehen lassen."
Hsi Men vergaß beinahe vor Freude, sein Geschäft zu Ende zu verrichten. Wieder an der Tafel, vermied er von nun an nach Möglichkeit zu trinken, indem er sich berauscht stellte.
Indes mußte sich die unruhig hinter dem Vorhang auf und ab gehende Frau Hua noch eine geraume Weile gedulden. Die erste Nachtwache war fast schon vorüber, und sie sah Herrn Hsi Men immer noch an der Tafel sitzen und in verstellt schläfriger Haltung vor sich hindösen. Seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta schienen wie angenagelt auf ihren Stühlen. Sie rührten sich auch dann nicht vom Platz, als endlich die zwei anderen Zechbrüder Tschu Schi Niän und Sun Tiän Hua verschwanden. Frau Hua verging vor Ungeduld. Endlich erhob sich Hsi Men zum Fortgehen.
„Brüderchen, warum kannst du denn nicht stille sitzen?" fragte vorwurfsvoll Freund Hua. „Du bist heute recht unhöflich gegen deinen Gastgeber."
„Besoffen bin ich, kann mich kaum auf den Beinen halten", gab Hsi Men lallend zurück und schwankte unter künstlichem Torkeln, von zwei Dienern gestützt, zur Tür hinaus.
„Weiß nicht, was heute mit ihm los ist", brummte Schnorrer Ying hinter ihm her. „Will nicht saufen und ist schon von den paar Tropfen besoffen. Aber das soll uns andern nicht abhalten, noch ein paar Dutzend Runden zu genehmigen. Wir sind ja jetzt so schön unter uns."
„Freches Gesindel!" murmelte Frau Hua hinter dem Vorhang wütend vor sich hin. Dann ließ sie ihren Mann herausbitten.



„Tu mir den Gefallen und verziehe dich mit den beiden Kerlen in dein Freudenhaus! Da mögt ihr meinetwegen weiterzechen. Nur verschone mich hier mit diesem wüsten Krach und Lärmen! Soll ich euretwegen die ganze Nacht hindurch Öl und Herdfeuer verschwenden? Das fällt mir nicht ein!"
„Ich möchte schon ausgehen, aber du wirst mir dann wieder Vorwürfe machen."
„Meinetwegen brauchst du vor morgen nicht nach Hause zu kommen."
Das ließ sich Freund Hua nicht zweimal sagen, und seine beiden Kumpane waren nicht weniger einverstanden. So zog man also, es war kurz vor Mitternacht, in Begleitung der beiden Tänzerinnen los. Die Diener Tiän Fu'rl und Tiän Hsi'rl wurden mitgenommen.
Mittlerweile saß Hsi Men im Dunkel einer Parklaube dicht neben der Mauer, die sein Grundstück von dem des Nachbarn Hua trennte, und harrte auf die versprochene Botschaft. Jetzt hörte er, wie drüben ein Hund anschlug und eine Tür kreischte. Dann Stille. Kurz darauf tönte von der Mauerkrone her ein Katzenmiauen. Er blickte hin. Da sah er Zofe Ying Tschun sich über die Mauer neigen und ihm zuwinken. Er begriff. Schnell einen Tisch an den Fuß der Mauer geschoben, eine Bank drauf gestellt, und schon war er hinübergeklettert. Auf der andern Seite fand er zum Abstieg eine angelehnte Leiter vor. Er wurde in das von Kerzen erhellte Gastzimmer geleitet. In leichtem Hausgewand, das Haar bloß und aufgelöst, erschien die schöne Nachbarin, nötigte ihn zum Platznehmen und kredenzte ihm den Willkommentrunk.
„Ich verging schon vor Ungeduld," fuhr sie nach einigen höf-

lichen Eingangsfloskeln fort, „die beiden dreisten Burschen, die mein Mann eingeladen hatte, machten durchaus keine Anstalt, sich zu erheben. Da habe ich ihm nahegelegt, das Gelage im Freudenhaus fortzusetzen. So bin ich die lästige Gesellschaft losgeworden."

„Aber wenn nun Bruder Hua plötzlich heimkommt?" forschte der vorsichtige Hsi Men.

„Oh, ich habe ihm bis morgen Urlaub erteilt. Die beiden Diener haben ihn übrigens begleitet. Ich bin ganz allein mit meinen beiden Zofen. Und die alte Fong, meine frühere Bonne, die das Tor hütet, ist völlig zuverlässig und verschwiegen."

Hsi Men war beruhigt und begab sich nun unbedenklich dem Genuß der Stunde hin. Schulter an Schulter, Schenkel an Schenkel gepreßt, trank er mit ihr aus gleichem Becher, vom selben Pokal. Zofe Ying Tschun schenkte ein, Zofe Hsiu Tschun servierte die Speisen. Und dann zog man sich in das von Parfümwolken erfüllte Schlafgemach zurück und überließ sich unter buntseidigen Vorhängen den Freuden des Lagers.

Frau Hua hatte vorher vorsorglich das pergamentbespannte Doppelfenster geschlossen, um sich etwaigen neugierigen Blicken von draußen zu entziehen. Sie hatte nicht mit der Schlauheit ihrer Zofe Ying Tschun gerechnet. Das vorwitzige siebzehnjährige Ding konnte sichs nicht versagen, sich unter den Fenstersims zu schleichen und mit einer Haarnadel ein Guckloch durch die zwiefache Pergamentscheibe zu bohren. Da gewahrte sie nun im Widerschein der Lampen und Kerzen ein Etwas, das sich am Bettvorhang wie der Schatten eines zappelnden, seltsam geformten Riesenfischs abzeichnete, und sie vernahm abwechselnd Laute wie das Kreischen eines Papageien und das Zwitschern einer Schwal-

be. Dann hatte sich das seltsame Wesen beruhigt, es spaltete sich in zwei Hälften, und an ihr Ohr drangen Worte:
„Wieviel grünende Lenze zählt Ihr gegenwärtig?"
„Dreiundzwanzig. Und welches ist das Alter Eurer Ersten?"
„Sechsundzwanzig."
„Also drei Jahre älter als ich. Ich möchte ihr übrigens gern meine Aufwartung machen und eine Kleinigkeit schenken. Aber vielleicht wird sie meinen Verkehr nicht wünschen?"
„Seid unbesorgt. Sie ist ein gutartiger Charakter."
„Wenn sie nun etwas von Eurem nächtlichen Ausflug gemerkt hat, was werdet Ihr dann sagen?"
„Oh, meine Frauen wohnen alle entfernt, sie können nichts gemerkt haben. Nur die Fünfte bewohnt ganz in der Nähe für sich einen Gartenpavillon. Aber sie wird sich hüten, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."
„Wie alt ist die Fünfte?"
„Ebenso alt wie die Erste."
„Falls sie meine unzulängliche Person nicht verschmäht, möchte ich gern mit der Fünften Schwesternschaft machen. Ich werde ihr und der Ersten morgen zwei Paar eigenhändig angefertigte Pantoffeln überbringen."
Sie löste zwei goldene Agraffen aus ihrem Haar und reichte sie Hsi Men: „Aber laßt sie nicht meinen Mann sehen!"
Sie blieben beisammen, bis draußen der erste Hahnenschrei ertönte und fahler Schein im Osten den nahenden Morgen kündete. Dann kehrte er auf demselben Weg, wie er gekommen war, in sein Grundstück zurück. Sie hatten noch für künftige Besuche ein geheimes Zeichen verabredet. Durch Husten und Herabwerfen eines Mauerziegels sollte ihm von der Mauer

aus zu verstehen gegeben werden, wenn die Luft drüben rein sei.

Hsi Men hatte sich in den Pavillon von Goldlotos begeben, die noch im Bett lag.

„Wo hast du denn diese Nacht gesteckt?“ fragte sie ihn.

„Mit Bruder Hua im Quartier von Mutter Wu. Ich war nur aus Gefälligkeit mitgegangen.“

Sie glaubte ihm, aber dennoch blieb der Schatten eines Zweifels in ihrem Herzen haften.

Eines Nachmittags saß sie mit Mong Yü Loh in einer Garten-laube bei der Nadelarbeit. Plötzlich plumpste dicht vor der Laube ein Ziegelstein zu Boden. Während Mong Yü Loh erschrocken die Füße einzog und den Kopf senkte, hatte Goldlotos zufällig ihre Blicke nach der nahen Parkmauer schweifen lassen, und da sah sie an einer gewissen Stelle schattenhaft den hellen Fleck eines Gesichts auftauchen und gleich wieder verschwinden. Goldlotos stieß ihre Gefährtin an und zeigte nach der betreffenden Stelle.

„Schwester drei, da drüben liegt doch das Grundstück von Nach-bar Hua,“ sprach sie leise, „und das war doch die alte Fong, die da eben herüberschaute und gleich wieder verschwand, als sie uns hier sitzen sah. Ich habe sie deutlich erkannt. Ob die wohl bloß unsere Blumen betrachten wollte?“

An diesem Abend ließ sie insgeheim Hsi Men nicht aus den Augen. Er hatte, als er sie für eine kurze Weile im Pavillon auf-suchte, auf ihre Frage, ob er zu essen und zu trinken wünsche, zerstreut gedankt und sich bald wieder in den Park entfernt. Ge-spannt folgte sie ihm von weitem nach. Er schlug die Richtung nach der Parkmauer ein. Auf einmal sah sie oberhalb der Mauer dasselbe Gesicht wie am Nachmittag auftauchen, und gleich dar-

auf bemerkte sie, wie er hurtig eine Leiter an die Mauer legte und behutsam hinüberkletterte. Nachdenklich kehrte sie in den Pavillon zurück. Lange Zeit ging sie ruhelos im Zimmer auf und ab, und als sie sich endlich hinlegte, konnte sie die ganze Nacht keinen Schlummer finden.

In der zeitigen Morgenfrühe erschien er in ihrem Schlafzimmer und setzte sich dicht neben sie an den Bettrand. Aus halbgeschlossenen Augen ihn von der Seite anblinzelnd, las sie in seinem Gesicht deutlich Verlegenheit und Schuldbewußtsein. Jetzt richtete sie sich auf, faßte mit der einen Hand sein Ohr und schaute ihn streng an.

„Treuloser! gestehe, wo hast du die Nacht über gesteckt?“ schalt sie. „Aber, bitte, keine Ausflüchte! Ich kenne nämlich deine Schliche. Heute nachmittag, als ich mit Mong Yü Loh in der Laube bei der Nadelarbeit saß, waren wir zufällig Zeugen, wie man dir von drüben her Zeichen gab. Und wenn du neulich behauptet hast, dein Freund Hua hätte dich mitten in der Nacht ins Freudenhaus geschleppt, so verstehst du darunter natürlich dieses Hahnreis eignes Haus, nicht wahr? Also wie oft hast du's mit diesem lüsternen Weib von nebenan getrieben? Bist du offen und ehrlich, so will ich schweigen. Aber suchst du mich mit einem einzigen Wort zu hintergehen, dann werde ich dich undankbaren Schlingel entsetzlich blamieren. Dann sollst du nicht einmal ein Stückchen Erde für einen bescheidenen Begräbnisplatz finden!“

Hsi Men sah sich ertappt. Da zog er es vor, sich klein wie ein Zwerg zu machen. Er fiel vor ihr auf die Kniee und bettelte demütig: „Liebes kleines Ölmaul, bitte, keinen Lärm! Ich will dir alles beichten.“

Und als er gebeichtet hatte, schloß er: „Übrigens will sie dir und der Ersten nächstens einen Freundschaftsbesuch machen und euch mit eigenhändig angefertigten Pantoffeln beglücken. Mit dir möchte sie gern Schwesternschaft schließen."

Aus dem Roman „Kin Ping Meh". Übertragen aus dem Chinesischen von Franz Kuhn

---

KARL SCHEFFLER / REMBRANDT

Die schönsten Bilder von Frans Hals hängen in Haarlem; die bedeutendsten von Rembrandt sieht man im Haag und in Amsterdam. Schon an anderer Stelle war die Rede von dem Plan, in Holland alle großen Galerieen in einer Zentralgalerie, im Amsterdamer Reichsmuseum, zu vereinigen. Selbst wenn man den Plan nicht unterstützt, kommt einem der Wunsch, die wichtigsten Bilder von Hals und Rembrandt einmal nebeneinander zu sehen: die „Regenten und Regentinnen des Altmännerhauses" neben den „Staalmeesters", die „St.-Georgs-Schützen" neben der „Nachtwache", die besten Einzelbildnisse von Hals neben denen von Rembrandt, an der Spitze dessen Sixporträt. Eine solche Ausstellung wäre in einer unerhörten Weise aufschlußreich. Zum Greifen deutlich würde es werden, was die beiden großen Maler verbindet und was sie scheidet, was in beiden holländisch ist und was allmenschlich. Die Begegnung würde zu einer grandiosen Antithese werden.
So einfach, unkompliziert und klassisch in seiner Geradlinigkeit Frans Hals ist, so zusammengesetzt und vielfältig ist Rembrandt. Er vereinigt in seinem Wesen ein ganzes Bündel von Begabun-



gen und Interessen. Er vermochte nicht nur eine Seite des Lebens zu sehen, und er schilderte darum nicht nur rein optisch das Zuständliche, sondern er sah immer mehrere Seiten zugleich; an seinem Sehen nahm das Wissen teil, und er war vielleicht der erste, dem es ganz klar wurde, daß alles Sehen eine Vision und daß alles Reale darum in einem höheren Sinne unwirklich ist. Zum Absoluten ist er vorgedrungen, weil er alles relativ nahm. Auch er lebte durch das Auge und immer wieder mächtig durch das Auge. Neben der Phantasie des Sehens ist bei ihm aber auch die der Lebenserkenntnis beteiligt. Ungesucht wurde ihm alles zum Gleichnis. Vor seinen nach der Natur gemalten Bildnissen sieht man, wie ihm beim Malen eine Fülle von Gedanken durch den Kopf gegangen ist. Aufs tiefste empfand er den Widerspruch zwischen Schein und Sein. Das erzeugte in ihm eine beständige Spannung, die so stark war, daß sie ihn zeitweise zu zerstören drohte. Immer ging er vom Unmittelbaren, von sinnlichen Eindrücken aus; doch verwandelte sich dann der Eindruck in ihm – ohne aber an optischer Überzeugungskraft einzubüßen. Alles ging ihm durch eine deutende und umdeutende Phantasie dahin. Und diese Spannung führte ihn, wie es nicht anders sein konnte, zum Dramatischen.

Was immer Rembrandt anpackt: er hebt es auf eine Bühne, er beleuchtet es mit dem Scheinwerfer eines idealisierten Lichtes, er läßt seine Gestalten das Leben in einer magischen Weise symbolisch agieren. Rembrandt ist von Grund auf dramatisch, und er ist von Grund auf tragisch. Noch mehr: er hat auch das Theaterblut des großen Tragikers, jene künstlerische Wirkungsabsicht, der alles zum Phänomen wird. Die blendende Prunk- und Prachtliebe Rembrandts deutet auf sein Theaterblut. Unwillkürlich

denkt man an Shakespeare, den kongenialen englischen Dichter, der ein Zeitgenosse Rembrandts war und dessen universelle Natur ebenfalls barocke Formenfülle zu vermenschlichen verstand, dessen Begabung auch ein Kosmos war, im göttlichen Gleichgewicht schwebend und doch immer in Gefahr, sich selbst zu vernichten, dessen Genie auch aus stinkender Realität Wunderblumen der Romantik emportrieb und in dem auch neben dem verschwiegenen Tragiker der wirkungsfrohe und sogar laute Schauspieler lebte.

Alles drängt bei Rembrandt zum Heroischen; doch wird nichts Wirkliches dabei übersprungen. In diesem Willen zum Heroischen ist nicht eitles Geltungsbedürfnis, er entspringt vielmehr einem inneren Müssen; Rembrandt ist von Natur ein gesteigerter Mensch. Auch Rubens ist in einer herrlichen Art heroisch, doch ist er nicht frei von Heldengesten. Rembrandts Heroismus ist fast verlegen, ist scheu und blöde, er ist ungeschickt und schämt sich. Sein Heroismus meint, bei allem Szenarischen, das Seelische, das ganz Menschliche. Kein menschlicherer Mensch hat je den Pinsel geführt und malend die Wechselwirkungen der inneren und äußeren Welt dargestellt. Es gibt keinen, der diese Mischung von Prachtliebe und Abkehr vom Weltlichen hätte. Er verkleidet sich selbst, Saskia und alle Modelle; doch bleiben es nicht Kostüme und Requisiten, sondern es wird die Stimmung des Alttestamentarischen im holländischen Alltag, im Amsterdamer Judenviertel erweckt. Rembrandt vereinigt gegensätzliche Eigenschaften – und findet die Synthese. Ein Schauspieler des Lebens, ein Schauspieler seines eigenen Glücks und Leidens!

Alle diese Feststellungen enthalten Hinweise auf Gefahren für den Maler. Rembrandt aber hat alle Gefahren siegreich bestanden.



Sein Auge, das die Leidenschaft für das Licht und für die Schatten hatte, steigerte die Erscheinung: ins Romantische, ins Exotische, ins Phantastische; aber es war immer das Auge, das so verfuhr. Alles war aus Anschauung geboren und blieb Anschauung, alles zielte auf Ausdruck, ohne sich fremd vom optischen Eindruck zu lösen. Rembrandt dirigierte das Licht wie ein Regisseur, aber auch wie ein Schöpfer, der dem Gesetz des Lichts folgt. Seine Malerei wandelt wie an Abgründen: doch bleibt sie schwindelfrei und schreitet sicher dem Ziele zu. Diese Malerei lebt von der großen, immer neuen Verwunderung des Auges und der Seele, in ihr wird jede Form, jeder Ton, jede Farbe wie eine Offenbarung erlebt; wie eine Offenbarung, die berauscht, im Rausch aber nur um so besonnener erscheint. Dieses Talent ist des höchsten Aufschwungs fähig, ja es erscheint beständig inspiriert; und doch steht ein Mensch dahinter, der schwerblütig ist, der mit sich kämpft, immer Neues von sich fordert, das schon Erreichte unbedenklich aufgibt, ewig unzufrieden nach Tieferem verlangt und so wie ein ewiger Phönix erscheint. Er ist das Urbild des faustischen Künstlers, der durch innere Heftigkeit in Freud und Leid bis zum Sensationellen getrieben werden kann, der sich in seinen Bildern entladet und befreit und dessen Lebenslauf darum von seinen Werken abgelesen werden kann. Ein Mensch voll drängender Erotik, der aber alles Erotische in seine Kunst leitete – und den Bürger dadurch verstimmte. Denn gemalte Zwei- und Eindeutigkeiten ließ sich der Holländer des siebzehnten Jahrhunderts gefallen, nicht aber die Erotik als Urkraft. Ein ganz dunkler, undurchsichtiger Charakter, unzugänglich, schwer zu behandeln, sehr empfindlich, geizig und verschwenderisch in einem, ein Charakter, in dem es beständig dumpf zu grollen scheint.



Wolfgang Huber: Der heilige Sebastian (1520)

Schon der äußeren Erscheinung, wie er sie selbst in vielen Selbstbildnissen schonungslos gedeutet hat, sieht man die „Wildheit des Geistes“ an, das Süchtige nach Augenschmaus sowohl wie nach Seelenerkenntnis, das Grausame, das Unbedenkliche – das ihn denn ja auch bis zu einer gewissen Unsauberkeit im Geschäftlichen geführt hat. Aber man sieht der Erscheinung auch die Bessesenheit des unter der Geniefülle Leidenden an, dessen Aufgabe es geworden ist, dem Menschen eine neue innere Würde zu verleihen. So mußte das Genie aussehen, damit in einer bürgerlichen Welt der erste Maler-Märtyrer erscheinen konnte, der „erste Ketzer unter den Malern“. Gelebt, gekreuzigt, gestorben, niedergefahren zur Hölle und wiederauferstanden. Er hat malend Zeugnis abgelegt; darum haben ihm die Nachgeborenen den Rang eines Heiligen verliehen.

Rembrandt wurde in Leiden als Sohn eines Müllers geboren. Er hat seine Eltern so oft gemalt und radiert, daß wir mit seiner Familie ganz vertraut sind. Der Unterricht auf der Lateinschule der Leidener Universität hat auf ihn sichtbar Eindruck gemacht; denn die erworbene Gelehrsamkeit spiegelt sich in der Folge in vielen Sujets wider, im „Raub der Proserpina“, in der „Minerva“, im „Raub der Europa“, im „Raub des Ganymed“ usw. Hier sind gleich drei Raubszenen. Sie deuten auf einen Trieb zum Abenteuerlichen in dem jungen Maler. Rembrandt lernte bei Jacob van Swanenburch und bei Pieter Lastman. Durch diesen wurde er auf Caravaggio verwiesen und kam mittelbar auch in Berührung zu Elsheimers römisch-deutschen Idyllen. Als Rembrandt im starken Gefühl junger Männlichkeit und eines üppigen Bluts sich im Jahre 1634 mit der wohlhabenden Saskia verheiratet hatte, gewann er in Amsterdam als Bildnismaler schnell Ruhm. Er konnte sich

fünf Jahre später in der Breestraat das stattliche Haus erwerben, das heute noch ein Ziel aller Rembrandt-Freunde ist. Saskia starb 1642 und hinterließ ihrem Gatten einen schwächlichen Sohn, den oft dargestellten Titus. Rembrandt nahm dann die junge Hendrickje Stoffels ins Haus und hatte wegen dieser freien Verbindung manches von den sittenstrengen geistlichen Behörden auszustehen. Wie denn dieser ganz unbürgerliche Mensch überhaupt in der bürgerlichen Umwelt beständig anstoßen mußte. Um so mehr, als er mit Geld nicht umzugehen verstand und nicht nur das Moralgefühl, sondern auch das Besitzgefühl der Selbstgerechten verletzte. Zu Saskias Lebzeiten füllte er sein Haus an mit teuren Sachen, mit Waffen, Kostümen und edlen Stoffen, mit Möbeln, Rüstungen, Raritäten und mit Werken anderer Künstler aus fremden Ländern. Sein Auge liebte die schönen Dinge, er wollte vom Seltenen und Kostbaren umgeben sein, er schmückte die Geliebte bis zum Phantastischen, und er war hungrig nach fremder Kunst. Denn sein Genie nahm alles auf, um es zu verarbeiten, wie eine ihm notwendige Nahrung: Raffael, Tizian, Lionardo und viele andere, sei es nun in Stichen oder Originalen. Auch hierin gleicht er Shakespeare. So zerrann ihm aber sein beträchtliches Vermögen zwischen den Fingern. Nach Saskias Tode ging es mit dem Wohlstand bergab; und es kam dahin, daß Rembrandt im Jahre 1656 von der Schuldenkammer für zahlungsunfähig erklärt, daß sein Haus verkauft und sein Besitz versteigert wurde.

Die Reihe der Bilder, an die man vor allem denkt, wenn der Name Rembrandts genannt wird, beginnt mit der „Nachtwache", die im Todesjahre der Saskia, 1642, vollendet wurde. Von hier aus wächst die Kunst immer mehr ins Große und Zeitlose, unbe-

rührt vom Vermögensverfall und von der äußeren Verelendung. Ja, man möchte glauben, daß das Unglück Rembrandt gefördert hat. Denn er war nicht nur ein Mensch, der ohne einen Klagelaut zu leiden verstand, sondern einer, von dem man sagen darf, er hätte das Genie des Leidens gehabt. Das Leiden machte ihn groß, tief und weise. Am Ende erscheint Rembrandts Kunst dann wie von der Umwelt losgelöst. Als die holländischen Zeitgenossen ihn fallen ließen, brach er nicht nur mit ihnen, nicht nur mit Holland, sondern mit der Zeitlichkeit überhaupt. Wie er aus den Juden, in deren Viertel er lebte und die er als Modelle ins Atelier holte, alttestamentarische Gestalten machte, wie er mit ihrer Hilfe eine neue Art von Religionsbildern schuf, denen eine Religion reiner Menschlichkeit zugrunde liegt, so sah er fortan alle Wirklichkeit mit sibyllischem Auge.

Hendrickje starb im Jahre 1664, im Jahre 1668 folgte der einzige Sohn Titus. Und als Rembrandt selbst ein Jahr später starb, kannte man ihn kaum noch. Er war vergessen, verachtet; für seine Bilder wollte niemand auch nur wenige Gulden geben. Das holländische Bürgertum hatte die Kunst kräftig gefördert, hatte Grundlagen geschaffen für eine neue Wirklichkeitskunst. Vom Gegenstand erfüllt, hatte es den Talenten erlaubt, eine nie gesehene Art von Malerei hervorzubringen. Über eine gewisse Grenze hinaus aber wollte das Bürgertum die Autonomie des Talents nicht dulden. Und Rembrandt hatte die Grenze überschritten. Das Bürgertum zeigte die ganze Härte, deren es fähig ist, wenn seine Interessen scheinbar verletzt werden: es ließ Rembrandt in den letzten Jahren einfach zugrunde gehen. Der Ruhm des holländischen Bürgertums ist die Pflege des Talents, sein Makel ist die Verkennung des Genies – der eingeborenen Aristokratie des Genies.

Dem Gesamtœuvre Rembrandts gegenüber erhebt sich die Frage, was davon gesichert ist, was ihm mit Recht zugeschrieben werden darf und was nicht. Der Betrachter wünscht eine möglichst präzise Antwort, denn er ist nicht willens, seine Bewunderung an eine falsche Adresse zu richten; er mag nicht das unbehagliche Gefühl haben, von falschen Zuschreibungen oder Fälschungen genarrt zu werden. Doch ist die Echtheitsfrage bei Rembrandt in vielen Fällen schwer zu beantworten. Sein Lebenswerk wimmelte früher von falschen Zuschreibungen, und es ist noch heute durchaus nicht gereinigt. Er hatte eine Reihe von Schülern, die in seiner Art gemalt haben. Nicht selten mag er auch in ihre Arbeiten hineingemalt haben. Das hat dann zu endlosen Irrtümern Anlaß gegeben. Das reine Qualitätsurteil kann hier nicht entscheiden. Da es sich um den persönlichsten Maler handelt, wurden naturgemäß zuerst immer die äußeren Eigentümlichkeiten nachgeahmt, „wie er räuspert und wie er spuckt". Das will sagen, daß ein Räuspern und Spucken vorhanden ist, das nachgeahmt werden konnte, daß in dem sehr persönlichen Stil Rembrandts auch Manier enthalten ist. Es kommt hinzu, daß ein so gesteigerter Künstler notwendig ungleich sein muß, daß er unmöglich dauernd die Höhe halten kann. Es gibt keinen Meister, der nur Meisterhaftes geschaffen hätte; alle Meister haben schwache Stunden gehabt. Ein Rembrandt mußte sie verhältnismäßig oft haben. In den Augenblicken der Schwäche aber wird Rembrandt sich an seine Manier gehalten haben, er hat sich dann selbst imitiert. Und die so entstandenen Arbeiten machen das Lebenswerk auch unsicher. Kein Maler verlangt darum vom Betrachter so viel Kritik wie Rembrandt.

In Holland hat es der Betrachter insofern gut, als die Echtheit der

Hauptbilder über allen Zweifel erhaben ist. Die frühe und die späte „Anatomie“ sind beglaubigt, ebenso die „Nachtwache“, die „Staalmeesters“, die „Judenbraut“ und das „Sixbildnis“. Das Bild im Mauritshuis „David und Saul“ galt eine Zeitlang für unsicher, wird aber jetzt nicht mehr bezweifelt.

Aus der Frühzeit finden sich einige Bilder im Mauritshuis. Das Bildnis der Mutter – alle Maler geben sich bei Mutterbildnissen viel Mühe –, das der Zweiundzwanzigjährige gemalt hat, verrät eine früh gereifte Sicherheit und eine instinktmäßige Fähigkeit, den Ausdruck zu gestalten. In diesem frühen Stadium ist bereits ein Etwas unverkennbar, das nur Rembrandt gehört: ein Griff für das Menschliche und eine fast virtuose Verschleiertheit des Vortrags. Ein anderes Mutterbildnis des Jahres 1631 gehört dem Reichsmuseum. Es ist sehr schön im Stofflichen, ist sehr wirklich und doch wie ohne Schwere. Das Ganze wirkt wie eine Miniatur; und die Hand ist ein Wunderwerk für sich. Nicht so gut ist das 1629 gemalte Bildnis des Vaters im Mauritshuis. Die Auffassung erscheint ein wenig wie voreingenommen. Rembrandt war in dieser Zeit fast ein Kleinmaler; er arbeitete sehr genau, sehr fleißig und gründlich. Doch wetterleuchtet es in den Köpfen. Rembrandts Menschen sehen seltsam ins Leben hinein, als ob sie alle hinter die Dinge geblickt hätten: der Künstler hat allen etwas von seiner großen Verwunderung abgegeben. Der Kopf eines lachenden Mannes aus dem Jahre 1630 ist eine breit im Sinne von Frans Hals heruntergemalte Improvisation. Charakteristische Frühbilder sind der „Simeon im Tempel“ (1631) und die „Minerva“ (1630). Die „Minerva“ hat die bezeichnenden Farben der mythologischen Frühbilder: ein dunkles violettes Rot neben einem drohenden Stahlgrau. Der „Simeon“ zeigt den Einfluß des Ba-

rock, vor allem in der Architektur des Hintergrundes. Auch die szenarische Lichtführung darf barock genannt werden. Der Vorgang ist wie auf eine Bühne gehoben; es ist, als höre man schwere pathetische Verse voll menschlicher Aufrichtigkeiten. Merkwürdig stimmt auch in den Frühbildern schon alles überein: der Vortrag ist ein Teil der Gesamtauffassung, die Technik ist ein Teil der geistigen Phantasie. Daß Rembrandt zum Beispiel viel lasiert hat, ist bezeichnend. Die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und – um alles zu sagen – auch Künstlichkeit der Lasur gehört zu seiner Art, zu sehen, zu erhöhen, zu romantisieren. Auch das tiefe Schattenbraun, aus dem das Licht brünstig hervordrängt, ist in diesem Sinne eine Form der Phantasie.

Vor der berühmten „Anatomischen Vorlesung des Professor Nicolaes Pietersz Tulp“ (1632) wird die hochgespannte Erwartung enttäuscht. Das Bild ist für einen Sechsundzwanzigjährigen, es ist überhaupt schlechthin erstaunlich. Doch bleibt der Eindruck äußerlich. Der Auftrag ist glänzend, er ist in einer Weise erledigt worden, der die Auftraggeber in Verwunderung und Bewunderung versetzt haben muß. Der Aufbau ist entschieden theatralisch; doch fehlt der Anlaß zu so viel Dramatik, der Gehalt entspricht nicht dem Aufwand. Es ist viel Wissen und Können in dem Bild; doch kommt es nicht zu einem malerischen Gesamteindruck. Selbst der bestrickende Esprit der kleinen Jugendarbeiten fehlt. Die große Begabung hat in diesem Fall kühl und berechnend und sichtbar ehrgeizig gearbeitet. Das Interessanteste ist, wie das Korporationsbild hier in Szene gesetzt wird.

Die 1642 vollendete „Schützenkompagnie des Hauptmanns Frans Banninck Cocq“, die den irreführenden Titel „Die Nacht-

wache" erhalten hat, ist das am meisten diskutierte Werk im Œuvre Rembrandts. Dieses große Bild wurde Ursache, daß das Publikum sich von dem bis dahin beliebten Maler abwandte. Deutlich zeigt dieses Werk, wie Rembrandt dem dämonischen Drang gefolgt ist, alles schon Erreichte aufs Spiel zu setzen, aus jedem Auftrag sich eine neue Aufgabe zu machen und vom Zufall der Bestellung Probleme abzuleiten. Die Aufgabe, die Rembrandt sich in diesem Fall setzte, bestand darin, ohne Konzessionen auf dem Wege der Dramatisierung des Korporationsbildes fortzuschreiten. In der „Anatomie" war die Dramatisierung noch äußerlich gewesen; in der „Nachtwache" wurde sie dem Absoluten zugetrieben. Das Problem stellte sich dem Maler einerseits dar als ein mächtiger Kampf des Lichtes mit dem Schatten und anderseits als eine Aristokratisierung der Massendarstellung. Das letzte war wohl am meisten die Ursache der Ablehnung. Bisher war dem Anspruch der Dargestellten nach deutlicher Sichtbarkeit jedes Einzelnen Rechnung getragen worden. Daher war es zuerst nur wie ein Nebeneinander, wie ein Aufreihen der Köpfe gewesen. Selbst Frans Hals hatte sich diesem demokratischen Prinzip gefügt, obwohl auch bei ihm die in den Hintergrund Gedrängten schon gemurrt hatten. Rembrandt ignorierte in der „Nachtwache" diese Forderung ganz. Er setzte die Offiziere in ein helles, ja grelles Licht und ließ die übrige Schützenkompagnie im Schatten eines Torwegs. Er verfuhr auch sonst malerisch frei, er erfand eine merkwürdig zwerghafte Frauengestalt, die wie ein schönes Irrlicht durch das Gedränge hell dahinflackert, und er bemühte sich, die Situation mehr zu verundeutlichen als zu klären. Hinzu kommt, daß das übergroße Bild im ganzen nicht durchaus geglückt ist. Es ist ein Werk des Über-

gangs, es steht da zwischen Frühzeit und Reifezeit, es ist mehr Absicht darin, als dem großen Kunstwerk dienlich ist. Dennoch ist die „Nachtwache“ eins der merkwürdigsten und mächtigsten Bilder der Kunstgeschichte. Und es wird um so ergreifender, je länger man es ansieht. Als ich es zuletzt sah, war draußen ein sonniger, leicht bewölkter Sommertag. Das Bild stand im halben Licht da, wenn eine Wolke vor der Sonne vorüberzog, und es glänzte auf, wenn die Sonnenstrahlen direkt darauf fielen. Dann leuchtete die Tiefe golden, alles trat hervor, und es war, als bewegten sich drei Jahrhunderte der Kunstgestaltung embryonisch in den wogenden Schatten. Aber es ist kaum verwunderlich, daß die Besteller einst unzufrieden waren. Noch heute ist es schwer, das Bild zu verstehen, weil hier alle Wirklichkeit durch die Illusionskraft eines sich auf eine bestimmte Wirkung versteifenden Genies dahingegangen ist.

Mit diesem Bild beginnt im Lebenswerk Rembrandts die Reihe jener Werke, von denen Meier-Graefe geschrieben hat: „Ein Rembrandt macht die Luft erzittern, in der er sich befindet.“ Die „Anatomiestunde des Doktor Joan Deyman“, ein Korporationsbild mit neun Figuren aus dem Jahre 1656, das im achtzehnten Jahrhundert zu drei Vierteln verbrannte, so daß nur ein Fragment im Reichsmuseum erhalten ist, gibt dem Betrachter eine klare Vorstellung. Man braucht vor dem Fragment nur den verkürzten Leichnam mit dem der „Anatomie des Dr. Tulp“ zu vergleichen, braucht nur zu beobachten, wie der links stehende Gehilfe den Betrachter anblickt, um zu spüren, daß hier ein unendlich tieferer Wille an der Arbeit ist. Eine Welt liegt zwischen den beiden „Anatomieen“. Das erste Korporationsbild wollte ein Publikum, es ist in einem sehr hohen Sinne Publikumskunst; in

diesem zweiten ist das Leben, ist die Kunst mit sich allein – wie die Natur mit sich allein ist.

Zwei Jahre vorher malte Rembrandt den ihm bekannten Bürgermeister Six. Goethe hat von „Heinrich dem Vierten“ Shakespeares gesagt, man würde von diesem Theaterstück alle Gesetze dramatischer Kunst ableiten können, wenn alles andere von dramatischen Werken der Vergangenheit vernichtet worden wäre. In diesem Sinne kann man von diesem Bildnis sagen, der Begriff guter Malerei könnte nach diesem einen Werk bestimmt werden, das in der allgemach leer gewordenen Privatsammlung Six am Amstelufer als Familienvermächtnis hängt. Es ist spontaner gemalt als das meiste, das wir von Rembrandt kennen, und ohne die geheimnisvolle, unkontrollierbare, reliefartige und mit vielerlei Lasuren arbeitende Technik. Dieses Porträt ist etwa so gemalt, wie Frans Hals in seiner kräftigsten Zeit malte, wie im neunzehnten Jahrhundert Manet arbeitete: es ist die vollendetste Primamalerei, die man sich vorstellen kann. Rembrandt übertrifft hier alle in der Sicherheit, den Ton zu fixieren, in der unmittelbarsten Lebendigkeit der Pinselschrift, in einer unerhörten Spontaneität der Auffassung und des Vortrags. Dieses ist eins jener Bilder, von denen der Künstler selbst einmal an Constantin Huygens geschrieben hat: „Hängen Sie dieses Stück in ein starkes Licht und so, daß man davon weit abstehen kann, so soll sichs am besten schicken.“ Dieser Zwang, den Betrachter von der Leinwand zu entfernen, ist ein ganz moderner Zug. Das reine Malgenie leuchtet aus diesem Stück Malerei nur so heraus. Hier ist jener höchste Geschmack, der blitzschneil zugreift und nicht einmal weiß, was Geschmack ist. Die eine Hand ist bloß, die andere steckt im Handschuh: dieses Fleisch neben dem Leder und daneben noch

die Spitzen der Armkrausen, das ist anbetungswürdig. Das graue Gewand, der rote Überwurf, die Tressen und Knöpfe: alles hat genau die Bedeutung, die es im Bildganzen haben muß. In dem Kopf aber ist die Ausdruckskraft eines Lebens gesammelt. Die kurze Viertelstunde, die dem Besucher in den schwer zugänglichen Räumen gegönnt ist, wird unvergeßlich.

Ein gewaltiges Werk ist auch der „David vor Saul" im Mauritshuis, dessen Entstehung von den einen um 1658, von anderen noch später angenommen wird. Eine Zeitlang wurde die Autorschaft Rembrandts bestritten, doch gilt es als durchaus echt, seit Bredius es vor etwa drei Jahrzehnten gekauft und dem Mauritshuis als Leihgabe überlassen hat. Was in diesem Bild als unrembrandtisch bezeichnet werden könnte, ist dasselbe, was man auch dem „Gleichnis vom ungetreuen Knecht" in der Londoner Wallace-Collection, das ebenfalls zeitweise Rembrandt abgesprochen worden ist, vorwerfen könnte: es ist das Raumgefühl, eine Tiefenkomposition, wie sie in London in der nach hinten verkürzten Reihe der drei Knechte, im Haag in der verkürzten Harfe und dem dahinter sitzenden David zum Ausdruck kommt. Rembrandt komponiert sonst flächenhafter, oder er betont doch nicht in diesem Maße die Raumtiefe. Davon abgesehen, hinterläßt das große Bild einen mächtigen Eindruck. Schon rein menschlich, weil der Moment: Saul trocknet sich die Tränen mit dem, was ihm zunächst liegt, mit dem Vorhang des Thrones – ebenso wahr wie wirkungsvoll gegriffen ist. Das Dramatische ist wieder auf eine Spitze getrieben. Und dieses macht es, daß Rembrandts Bilder nicht, wie die anderer Maler, in Reihen wirken, sondern daß die Hauptwerke immer alle Kraft in sich sammeln, daß sie

sensationell wirken und für sich allein dastehen. Sie sind in sich isoliert, wie es Dramen sind. Hinzu kommt der merkwürdig er-regende Gegensatz des tief Menschlichen zum Prächtigen, hinzu kommt der Reiz der Gefahr, die in dem fast Übersteigerten liegt. Im „David vor Saul" vermißt der Betrachter die enge malerische Verbindung der beiden Gestalten; diese Verbin-dung ist dafür um so mehr im Menschlichen vorhanden. Das Bild ist stark nachgedunkelt; farbig ist es meisterhaft aus Rot und Braun mit Nuancen von Gelb, Grün und Hellgrau ent-wickelt.

Eine Steigerung über das „Sixbildnis" hinaus erscheint unmög-lich. Und doch erlebt man sie in gewisser Weise vor dem letzten großen Korporationsbild Rembrandts, das im Jahre 1661, acht Jahre vor dem Tode des Künstlers, entstanden ist. Was immerhin darauf deutet, daß der Ruf Rembrandts keineswegs ganz er-schüttert gewesen sein kann, denn sonst wäre ihm ein solcher Auf-trag nicht zuteil geworden. In diesem Bild erscheinen alle Fähig-keiten klassisch gereift. Der Betrachter erschrickt, wenn er vor das Bild tritt und die rätselhaften dunklen Blicke der sechs Männer mit den hohen Hüten und den schwarzen Gewändern durch-dringend auf sich gerichtet sieht, wenn das wahre Leben zu ihm spricht, aber mit einem Ingredienz seiner Unheimlichkeit. Ein Zustand ist dargestellt, doch ist er wiederum aufs höchste drama-tisiert. Wenn Courbet nur einen Apfel malte, so schien die Frucht zu bersten vor Elementarkraft. So ist es auch, wenn Rembrandt malt, nur in einer noch erhabeneren Weise: immer will sich das Leben dramatisch über sich selbst äußern. Bei den „Staalmee-sters" ist die Dramatik freilich ganz ins Innere verlegt, die Span-nung ist unterirdisch da, ist aber darum nur um so eindrucks-

voller. Die Verteilung der hellen, von weißen Kragen akzentuierten Köpfe und der schwarzen Gestalten im Raum ist zwingend. Der Tisch mit dem roten Tuch und dem Buch macht, daß des Staunens über diese Kraft sinnlich immaterieller Darstellung kein Ende ist. Man mag alles abdecken, so daß nur ein Stück der roten Tischdecke bleibt, dreißig Zentimeter im Geviert, und man wird sagen: wer das gemacht hat, wer so den Pinsel führte, muß ein Meister höchsten Ranges sein. Dem Betrachter ist ein ziemlich tiefer Standpunkt angewiesen, etwa in der Höhe der Kniee der Dargestellten. Die Gruppe ist also auch hier, nicht nur seelisch, sondern konkret räumlich, auf ein Podium gehoben. Und da sitzen und stehen nun die Sechs und starren dich an. Mit ihnen starrt dich das tiefste Geheimnis des Lebens an.

Welche Kraft des Alters! Mit diesem grandiosen Werk hat Rembrandt gewissermaßen das Weltmeer in ein Wasserloch geschöpft. Das Licht lebt auf der herrlichen Oberfläche und spricht mit sich selbst. Indem es Menschen trifft, offenbart es das Menschliche, wie es zu jeder Zeit sein wird. Es ist ein Licht, von dem man sagen darf: es denkt.

Kurz vor seinem Tode malte Rembrandt die sogenannte „Judenbraut". Als er es tat, verkehrte er nur noch mit sich selbst und mit dem Geheimnis seines hiobartigen Schicksals. Die Farbe ist gleichnishaft geworden, die dramatische Geste hat symbolische, wenn auch unerklärbare Bedeutung, die Technik ist ungreifbar. Tiefe Einsamkeit ist in diesem Bild; es flüstert nur noch die Unsterblichkeit. Und doch ist alles visuell geblieben, alles ist vom Auge aus erlebt. Der früh gealterte Maler dieses verklärten Bildes ist derselbe, der in seinen besten Jahren als Zeichner in Amsterdam und der Umgebung umherstreifte und mit flüchtigem Pin-

sel die genialsten Zeichnungen schuf, vor der Natur von der Na-tur abstrahierend.

Aus dem mit 100 Bildtafeln versehenen Buche „Holland" von Karl Scheffler

---

HANS CAROSSA / DER USURPATOR

(Ein Kindheitserlebnis)

Seit wann bin ich? – Die Stunde, da die Welt uns übernimmt, und die andere, da sie uns wieder weitergibt, sie werden aufge-schrieben und nach einer Weile vergessen. Das Herz aber er-innert sich nicht, wann es zu schlagen begonnen; es fühlt sich anfang- und endlos, und in den geistigsten, jugendlichsten Se-kunden des Daseins, wenn uns die Lebenswoge so hoch erhebt, daß wir weiter schauen als sonst, ist aller Zeitentrug aufgehoben; einzig die ewige Seele lebt. So wissen wir uns ursprünglich auch Eins mit allem rings Gegebenen. Das Kind, das aus der Säug-lingsdämmerung hervorwächst, weiß nicht, daß der allgemein-same Weltstoff, dem es entnommen ist, sich längst gefährlich von ihm fortgewandelt hat: es lächelt jedem Wesen zu, es kennt we-der Mitleid noch Furcht, es langt nach den strahlenden Augen von Menschen und Tieren, es würde den Tiger streicheln, die Flamme umarmen.

Immer in der Weltmitte fühlt sich das Kind, und unter den Er-wachsenen besteht eine stille Vereinbarung, ihm darin recht zu geben. Die starrsten Menschen beugen sich vor ihm; ja wenn ihnen voreinander graut, flüchten sie zum Kinde. Alle scheinen etwas von ihm zu erwarten; jeder traut ihm heimlich zu, daß es

eine neue Offenbarung des Menschlichen bedeuten und nicht etwa auch nur ein Bürger oder ein Arbeiter werden wird oder ein durchschnittlicher Fürst. Um es auf dem Wege zu solchem ho-hen Ziel nicht zu beirren, sucht man alles Entsetzliche und Nied-rige, ja sogar seine eigene körperliche Herkunft vor ihm zu ver-bergen. Das Kind aber nimmt Ehren und Widmungen wie eine Gebühr entgegen und wird höchst ungehalten, wenn man ihm die anfänglich verliehene Hoheit nach und nach wieder abnimmt. Von mir wenigstens weiß ich es, daß ich die Huldigungen, die man den ersten Lebensjahren zu erweisen pflegt, sehr beherzigte und keineswegs auf sie verzichten wollte. Eine scharfe Form wurde nötig, um mich zur Abdankung zu bewegen.
Es mochte vierzehn Tage her sein, daß König Ludwig der Zweite im Starnberger See ertrunken war, und noch drehte sich jedes Gespräch um dieses Ereignis. Von der Schönheit und Ent-rücktheit jenes Herrschers, von seinen Launen und glänzenden Schulden erzählte die Mutter viel; ich war ganz von ihm angetan und hatte mich im Geiste manchmal an seine Stelle gesetzt. Ein Sommermittag lag über Kading, und eben begann das alltäg-liche Trauergeläute, womit sechs Wochen lang das ganze Land Bayern seinen toten König feierte, als ich, von irgendeiner Streife her, auf den Gasthof zuging, dessen ersten Stock wir da-mals bewohnten. Das Haus hatte noch vor kurzem eine schmut-zigbräunliche Farbe gehabt; jetzt war es weiß getüncht, und diese neue Fassade zog mich festlich an. Zugleich steigerte das mäch-tige Glockenläuten meine Stimmung, und auch sonst hatte ich Grund, mich gehoben zu fühlen; denn eine bedeutende Erfin-dung war mir am Tage vorher geglückt. Einem puren Zufall verdankte ich die Beobachtung, daß junge, kaum haselnußgroße

Roßkastanien, auf weißem Grunde zerrieben, nicht etwa ihr zartes Grün, sondern ein wunderschönes Ockerbraun hinterlassen, das beim Eintrocknen immer kräftiger wird und Haltbarkeit verspricht. Noch behielt ich die Sache für mich und suchte nur eine Gelegenheit, um sie in großem Stil zu erproben. Die Flächen des erneuerten Gasthofs leuchteten in reinstem Weiß; blind hätte ich sein müssen, wenn ihre Verwendbarkeit mir entgangen wäre. Zum Glück waren meine Rock- und Hosentaschen mit solchen jungen Früchtchen bis zum Platzen gefüllt, und schon trat ich auf die Mauer zu, als eben zwei Bürger von Kading vorübergingen.

„Jetzt hat man eine Residenz und nicht einmal einen König darin, es ist eine Schand und ein Spott“ hörte ich den einen sagen. – „Zerreiß dir dein Maul nicht!“ versetzte freundlich der andere, – „in München droben wird jeder erschossen, der aufbegehrt!“ – Mehr brauchte ich nicht zu vernehmen; alles Weitere geschah von selbst: ich hatte eine Kastanie mit drei Fingern umfaßt und schrieb, mit aller Kraft aufdrückend, unermüdlich, eine Tasche nach der andern leerend, bis es endlich die ganze weiße Front entlang in Riesenbuchstaben zu lesen war, dieses Gebäude sei von heute an die Residenz und ich der König von Bayern. – „Wer aufbegehrt, wird erschossen!“ – Diesen Zusatz fand ich selbst ein wenig stark und wagte ihn auch nur mit kleinen kaum lesbaren Buchstaben in eine Ecke zu kritzeln. Dann lief ich in die Wohnung und fragte die Mutter, ob es nichts abzustauben, abzuspülen, aufzuräumen oder sonst etwas zu helfen gebe; doch zog ich auf alle Fälle mein Sonntagsröckchen an. – „Es ist nur dem König zu Ehren“, erklärte ich zweideutig, als die Mutter darüber ihre Verwunderung äußerte.

Die Türe ging auf, und ich machte mich schon auf etwas Glänzendes, Huldigendes gefaßt; es war aber der Vater: – „Bist du der Tropf, der drunten die neugeweißte Mauer verschmiert?“ – Er war bleicher als gewöhnlich, es blitzte hinter seiner Goldbrille, und gleich saß mir eine Ohrfeige im Gesicht, die aber nicht genug Heilkraft besaß; noch trotzte mein Herz und schrie nach bewaffneten Untertanen, die den väterlichen Hochverräter in schwarze Verliese stießen. Er merkte dies auch und sandte sofort eine zweite, kräftigere nach, die mich zur Wirklichkeit bekehrte, ohne daß ich deshalb im stillen jeden Anspruch aufgegeben hätte.
Die Hauptstrafe folgte nun erst: spießrutenlaufend mittendurch eine lautlachende Bürgerschar, verfolgt von tiefempörten, hohnvoll „Majestät“ brüllenden Knaben und nachsichtig grinsenden Mädchen mußte ich quer über den breiten Marktplatz zu dem alten Maurermeister Steinbeißer eilen und ihn anflehen, daß er das Weiß der Wand noch am nämlichen Tag auf des Vaters Kosten wiederherstelle.
Diese Demütigung war erweckend genug; dennoch ließ mich das Gefühl nicht los, daß mir Unrecht geschehen sei. Der Mutter sagte ich es offen, daß mich nun das Leben nicht mehr freue; die Kluge aber wußte mich durch einen Auftrag abzulenken, den ich schon öfters zu ihrer Zufriedenheit erledigt hatte. Es galt, ins Isarmoor hinauszuwandern, aus hohlen Weiden den Holzmoder hervorzugraben, der dort in Mengen angesammelt ist, und einen Sack voll heimzubringen. Seltene Blumensorten, die unser schlaffer Gartenboden unzulänglich ernährte, sollten durch Zusatz des feuchten feurigen Humus gekräftigt und veredelt werden. Die Mutter konnte nie Worte genug finden, um die Köstlichkeit



Photographische Aufnahme von David Octavius Hill

und Ergiebigkeit dieser schwarzbraunen Masse zu preisen, und
ich kam mir bei ihrer Gewinnung jedesmal wie ein Goldgräber
vor. Auch heute vergaß ich dabei meinen Kummer; es war zu
schön, mit nacktem Arm im kühlen Staub zu wühlen und diesen
durch die Finger laufen zu lassen, an denen manchmal ein schim-
mernd schwarzer, stark duftender Moschuskäfer hängen blieb.
Weit länger als nötig verhielt ich mich bei dem angenehmen Ge-
schäft; indessen sank die Sonne, und während ich den stehend
vollen Sack zuband, sah ich mich von einem ebenen Weiß um-
geben, das in der Nähe durchscheinend war, in der Ferne aber
immer fester und massiger wurde. Es reichte bis nach Landau
hin, der kleinen Hügelstadt, unter der immer gehorsam zu ihren
Stunden die Eisenbahnzüge gingen, von denen es oft so welt-
haft herb herüberroch. Dunkel waren sie bei Tage; jetzt aber
fuhren sie lichtfenstrig fern über der weißen Decke dahin, an
deren anderem Ufer Kadings bleiche Lampen brannten. Schö-
ner und schauerlicher als dieses neue Element war mir bisher
nichts erschienen; ich spürte tiefste Abgeschiedenheit und stärk-
sten Lebensdrang. Der Äther fiel mir ein, der unbegreifliche
Stoff, von dem die Mutter einmal gesagt hatte, niemand könne
ihn wahrnehmen, obgleich er allgegenwärtig sei, während ich
doch zu wissen glaubte, daß der Vater eine ganze braune Fla-
sche voll davon in seiner Handapotheke verwahrt hielt. Und
nun begriff ich: es war der Äther, der ausnahmsweise sichtbar
gewordene, den ich in dem lichten Geweb verehren durfte, und
ohne Zweifel war er himmlischer Abkunft. Durch dieses ge-
heimnisvoll Reine hindurch hatte ich nun den Weg nach Ka-
ding zurückzulegen, und wenn dies glückte, wenn ich dabei
nicht auf irgendeine mystische Art umkam, so mußte hernach

das Leben anders sein, und es konnte nicht mehr gar so viel be-
deuten, als was mich die Leute dort ansehen würden. So nahm ich denn den Sack auf die Schulter und watete kühn in die flau-
migen Fluten hinein, die mir selten bis zum Halse gingen, so daß ich sie stets überblickte.

Eine Stunde schlug, und ich kannte den Ton; es war die neue große Glocke unserer alten schönen Kirche, die mich da grüßte, der Stolz Kadings, der sehnsüchtige Neid aller umliegenden Dörfer und Weiler. Als eine Geldsammlung für sie eröffnet wor-
den war, hatte die Mutter meine Sparkasse eines fühlbaren Be-
trags beraubt, damit auch von mir ein kleines Opfer durch die Jahrhunderte mitklinge; daran dachte ich jetzt in einem neuen Gemeinschaftsgefühl und ging und ging, indem ich die Lichter des Marktfleckens fest im Auge behielt, und tat, als merkte ich nichts, wenn es irgendwo zischelte oder der Boden leicht unter mir nachgab. Und wunderbare Heilkräfte entwickelte das Äther-
bad; in immer fröhlicherem Umlauf kreiste das Blut. Ersetzt war mir die Herrscherwürde, deren Versagung mich am Nachmittag so sehr beleidigt hatte, und mit der kostbaren Erdlast, die immer schwerer meine Schultern drückte, trug ich ein ganzes namen-
loses Königreich der Seele heim.

Was die folgenden Wochen bereiteten, weiß ich nicht mehr; doch erfuhr ich noch oft im späteren Dasein ein jenem Abend vergleichbares Glück, wenn ich nach wilden zerstreuten Zei-
ten zu stiller Arbeit flüchtete und schließlich in Büchern der Dichtung, der Sage oder des Wissens Einkehr hielt. Jede Pilgerschaft im Reich des Geistes glich dann dem Gang durch jenes Nebelmoor; es war eine ähnliche Beschwichti-
gung des Herzens, ein ähnliches Gefühl von Anwartschaft

auf eine Heimat, in der wir zugleich Diener und Könige sind.

Aus einer Bekenntnisschrift

HENRY DE MONTHERLANT
PHANTASIE ÜBER DIE KÖRPERSEELE ALS TEIL UND ABBILD DER WELTSEELE

Leute, die mich tadeln, daß ich diesem oder jenem Augenblick einer Bewegung, diesem oder jenem Teil eines Leibes zu große Bedeutung beimesse, ihnen zu viel Ehre gebe, machen sich von der Welt eine Vorstellung, die nicht die meine ist. Dringen wir tiefer ein.

Wenn wir uns vor einem Körper befinden, zu dem wir edle Liebe fühlen können, sowohl wegen seiner Schönheit als auch wegen seiner Leistung im Spiel, und wir sind ihm ganz nahe (damit seine Lebensgeister um so stärker uns durchdringen), dann versetzt uns zunächst die Überzahl des Vortrefflichen in solche Ratlosigkeit, wie wenn wir etwa alle Stücke eines Museums zugleich in uns aufnehmen wollten. Wir glauben zu ersticken. Es ist zu viel. Und wir beschließen, uns auf einen begrenzten Ausschnitt dieses Körpers zu beschränken, zum Beispiel auf den Mittelteil des Beines: Kniekehle und Knie. Nun, an diesem engen vom übrigen abgesonderten Ausschnitt bemerken wir zunächst, daß er seine eigene Persönlichkeit hat, seine eigene ganz zauberhafte Wirksamkeit.

Jawohl, ein Knie allein! Und ist es schön, dann nennen wir es Person! So habe ich von dem Körper eines Mädchens geschrie-



ben, daß man für jeden ihrer Muskeln sich einen kleinen Gott hätte ausdenken mögen, wie sie das antike Rom den geringfügigsten Dingen verlieh. Mit tiefem Staunen erkennen wir: ein Knie für sich erfüllt uns mit dem gleichen Entzücken wie ein ganzer Leib, ein Knie allein läßt uns unser Unvermögen bis zur Beklemmung empfinden, bedrängt uns mit der Qual des Unmöglichen. Und dieser aus ihrem organischen Zusammenhang herausgelösten Zelle geben wir eine ideale Einheit, entbinden uns dadurch in das Unendliche.
Doch läßt sich aus einem Ding etwas ziehen, was sich in keiner Weise darin befindet? Kann die Vorstellung des Unendlichen von dem Endlichen gegeben werden, wenn es nicht einen Inbegriff des Unendlichen in sich enthält? So werden wir dazu bewogen, in diesem Teil des Leibes den Teil einer besonderen Seele anzunehmen, einer Körperseele, die in dem ganzen Leibe ausgegossen ist, so wie die Alten glaubten, daß die Weltseele bis in die geringsten Lebewesen und leblosen Dinge ausgegossen wäre. Und wie ich in meiner Gläubigkeit an die Weltseele die Hand einer Frau gezeigt habe, ‚sanft wie ein Pferdemaul', und die Haut ihres Schädels, ‚heiß wie der Froschbauch', so könnte ich wohl – beherrscht von dem noch ungeläuterten Glauben an eine Körperseele – schreiben, ‚daß alle Geistigkeit aus ihrem Gesicht in ihre Brust herabgestiegen schiene' und ‚daß ihre Kniee wissend seien'.

Da ich diese Annahme gleichsam im Spiele ersonnen hatte, versuchte ich jetzt, sie zu stützen. Es gibt Menschen, die durch Eingebung Dinge wahrnehmen, die den Gelehrten verborgen sind: Kinder, kaum vom Göttlichen entbunden und noch voll von

ihm; Künstler, die mit der Welt des Unsäglichen Zwiesprache halten; Liebende, die über die Geliebte der Engel würdige Mitteilungen empfangen. Aller dieser Wesen – wie sich der Jäger guter Spürhunde bedient – dachte ich mich zu bedienen, um in diesem Bereiche das Wild Wahrheit aufzuspüren. Ich sah nun, daß die Kinder jeden Teil ihres Körpers wie etwas von sich ganz Unabhängiges behandeln; sie betrachten ihren Fuß oder ihre Hand wie ein Fremdes und später behandeln sie diese Körperteile als gleich im Range, wie es sich etwa bei kleinen Jungen offenbart, die Glieder, welche wir als ‚unanständig' zu verstekken pflegen, wie eine ruhmreiche Ordensdekoration zur Schau stellen. Durch alle diese Äußerungen scheinen sie für das Dasein einer dem Körper eigentümlichen Seele Zeugnis abzulegen, so wie sie später das Dasein der Weltseele zu bezeugen scheinen, wenn sie beim Anbruch des Jünglingsalters lieben, ohne viel nach dem Geschlecht des geliebten Wesens zu fragen, als wohnte in allen Menschen ununterschiedlich Gott selbst.

Und ferner sah ich, daß die von den Künstlern gebildeten Menschengestalten, selbst wenn sie verstümmelt sind, an Schönheit mit den unversehrten Figuren wetteifern, wie jene Bruchstücke der Antike zeigen, wo ein kleiner Teil von einem Torso oder von einem Gliede uns zur Anbetung zwingt. Und, da ich endlich die Liebenden befragte, sah ich, daß viele von ihnen in ihrem Taumel den Gegenstand ihrer Liebe zu beißen pflegen. Dadurch suchen sie nicht etwa, seiner geistigen Seele habhaft zu werden; denn wir sehen, daß auch jene solches tun, die die Seele ihres Mädchens nicht lieben oder sehr wohl wissen, daß ihm keineswegs eine zu eigen ist; vielmehr suchen sie auf diese Weise die leibliche Seele, die über den ganzen Leib ausge-

gossen ist, durch den Geschmackssinn zu erkennen und zu besitzen.
So meinte ich also, daß meine Annahme einer Körperseele gestützt sei, und ich schloß daraus, daß wir keinen Teil unseres Körpers verachten dürfen, sondern sie alle als gleichwertig betrachten sollen. Und die erste Tat, die diese Auffassung in mein Leben brachte, bestand darin, daß ich beim Baden zwischen den Handtüchern für das Gesicht und den Handtüchern für den Körper keinen Unterschied mehr machte. So gurgelt der Boxer während der Pause mit dem Wasser, das er ausgespieen hat.
Doch welcher Art ist die Natur dieser Seele? Ist sie unabhängig von der geistigen Seele? Oder ist sie etwa vielmehr die geistige Seele selbst, als welche bei ihrer Arbeit, den Körper von innen heraus zu formen, ihn durchdränge und an seiner Außenfläche eine Strahlung erzeugte? Diese Meinung fände eine Bekräftigung bei Aristoteles, der sagt, daß ‚ein schöner Fuß das Merkmal einer schönen Seele ist', und schließlich in dem allgemeinen Glauben, daß der Körper auf irgend eine Art die Seele offenbare.
Lauter Dinge, die, solange sie Gleichnis und Phantasie bleiben, ungestraft erträumt werden dürfen.

DER WETTLAUF

Personen: Henry de Montherlant, 24 Jahre, Dichter und Sportsmann, durch eine Kriegsverwundung behindert.
Der Knabe Peyrony, 15 Jahre, eine Hoffnung des Fußballspiels und der Leichtathletik.

Warum lockt mich heute die Bahn wie ein Abgrund?
Wäre sie aus Asche, ich nähme ein wenig Asche in meine

Hand und ließe sie durch die Finger rinnen. Ganz heimlich, als ob ich etwas Böses täte.
Sobald wir, Peyrony und ich, einem Boxmatch beiwohnen, wird er vom Dämon des Kampfs gepackt. Seine Hände ballen, seine Beine kreuzen und entkreuzen sich, mit dem Kopfe mimt er die Schläge: ein richtiges kleines Theater, das unsere Nachbarn bald zum



William Harvey
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

Lächeln bringen wird. Und jetzt, am Rande dieser Bahn, die gleiche Unrast, die mich erst aufreizt, dann nach und nach mir den Atem benimmt. Wenn ich liefe?
Das wahrhaft starke Begehren enthält seine Rechtfertigung in sich: ‚ich begehre' – Erklärungen sind überflüssig. Wie vor einem Gegenstand in einem Schaufenster, wie vor den stiertötenden Waffen, wie vor einem Pferd, wie vor einem Trunk Wasser, wie vor einem menschlichen Wesen leert sich ringsherum die Welt

für mich. Hindernisse, Gefahren, göttliche und menschliche Gesetze, sie alle versinken. Nur noch mein Ich ist da und das Begehrte, Angesicht zu Angesicht in dumpfem Brausen des Bluts.
Zum letztenmal lief ich vor zwei Jahren, im Kriege. Ich war ein Schmetterling, vom Netz verfolgt. Der Tod suchte mich, rannte hinter mir her, zielte bald zu weit rechts, bald zu weit links; hohe rote Flammen zwischen der aufspritzenden ockerfarbigen Erde, wie zwischen den Blumenblättern der Stempel. Ich war schon verwundet, und noch lief ich. Angst vor dem Sterben vervielfachte meine Kräfte.
Seitdem bin ich nicht gelaufen. Doch: drei-, viermal hinter dem Autobus her. O Jammer der Beine, die mit dem Tod um die Wette liefen und nun laufen, um einen Autobus zu erwischen! Doch war mir, als ob ich bei diesem lächerlichen Rennen die Unversehrtheit meines Körpers wieder spürte. Spaß, eine kleine Weile um einige Meter zurückzubleiben, während die Leute auf der Plattform lebhaft wünschen, daß man nicht nachkomme, und man weiß doch, in zwei Sätzen wird man zum selbstgewählten Zeitpunkt sein Ziel erreichen, und man macht diese zwei Sätze und erreicht es! Spaß und Symbol. Soeben, vor einem Augenblick noch, fühlte ich durch den Flanell meiner weißen Hose hindurch die Schwellungen meiner Oberschenkel, ihre großen derben Massen verblüffen mich. Was habe ich denn in diesen zwei Jahren getan, daß mein sich selbst überlassener Körper sich trotz allem vervollkommnete? Wie eine Uhr, die man aufzuziehen vergessen hat, und plötzlich entdeckt man, daß sie noch geht. Wackre Uhr, tapfer und treu!
Die Bahn, ‚ein wandelnder Weg', bringt mir Luis Acejes her-

bei. Braun und hart, in das grellfarbige Höschen gezwängt, wie eine Havanna in ihren Ring.
„Acejes, gib deine Spikes her."
„Wirst du laufen?"
Ich antworte nicht, lache nur ungeschickt, um die Erregung zu verbergen, die mich bereits befällt.
„Er läuft! Er läuft!"
Er wundert sich. Er weiß nicht, daß auch ich meine große Zeit und meine Siege gekannt habe. Weiß nicht, warum ich nicht mehr laufe, nicht einmal, daß ich es jemals tat.
Er legt die Schuhe mit den Eisenspitzen ab, den schönen, handgeschmiedeten, und reicht sie mir. So würde er mir auch sein Jersey und seine kurze Hose leihen. Seine Füße sind breit, die große Zehe setzt die Innenlinie des Fußes fort und ist von der zweiten abgetrennt, ganz wie es sein soll. Laien würden diese Füße grob nennen. Und doch sind sie schön, weil ihrer Funktion ganz angepaßt: wahrhafte Postamente.
Ich ziehe meinen Rock aus.
Ich streife die Ärmel auf. Luft auf meinen Armen, ein wenig Luft... Wie habe ich nur mit Ärmeln leben können?
Am hüpfenden Stoffe meines Hemdes sehe ich die Schläge meines Herzens.
Ich kniee nieder, krümme mich, um meine Spikes zu schnüren.
Ich höre mein Herz gegen mein Kniegelenk pochen.
Ich bin mir der Ungeheuerlichkeit meiner Aufregung bewußt; denn stünde dort, an der Straßenecke, mein Schicksal auf dem Spiel, ich nähme mir nicht die Mühe, hinzugehen und zuzuschauen.

Es war eine blitzähnliche Erleuchtung. Plötzlich war mir, als ob ich wüchse, als ob ich mit einem Male zum Strahlungsherd eines Mysteriums, zu einem geheiligten Gefäß würde. Meine Beine fühlte ich wie unbesiegbare Denkmale. Die Geschwindigkeit und Gediegenheit meiner Bewegung schien mir von großer Majestät überflossen. Ein mächtiger Atem trägt mich von innen her. Meine Atemzüge regeln sich nach meinem Lauf; Kopf und Arme schlagen den Takt. Mein Gott –! Zwei Jahre lang war ich Zuschauer, nun bin ich zum Schauspiel geworden!

Ich ziehe mit dem Kopf voran. Ruckweiser, ringender Stil. Meine Schmeichler würden sagen: eigenwilliger Stil.

Je nach den Stößen meines Kopfes bläst der Wind in zwei verschiedenen Tönen gegen mein Gesicht. Kleiner Windgesang an meinem Ohr.

Das Laufen kommt nicht aus den Beinen. Es entspringt in den Lenden wie die Liebe.

Peyrony, den ich nach und nach einhole, dreht sich um und lacht, als er mich sieht. Kein bösartiges Lachen, doch verletzt es mich. Brand in den Tiefen.

Mein Partner wird nicht mehr zurückschauen. Er hat sich an meinem Feuer entzündet und brennt. Diesmal ist die Fackel von rückwärts nach vorn gereicht worden.

Agon, der Genius, der den Wettkämpfen vorsteht, hat sich zwischen uns beide herabgesenkt. Mein Partner ist kein ‚Lausejunge' mehr, mit dem in irgend etwas zu wetteifern ein unmöglicher Gedanke wäre. Jetzt ist er Mann, ist meinesgleichen, mit einem Wort: der Gegner. Er ist fünfzehn Jahre alt und ich vierundzwanzig; und nichts erfüllt mich mehr als das Verlangen und der Wille, zu beweisen, daß ich besser bin als er. Agon, der

Unwiderstehliche, hat dies gewollt. Dies Unvernünftige. Agon läuft zwischen uns, stachelt bald den einen, bald den anderen an, mit seinem kurzen Schwert, wie man es in Marmor gebildet sieht.

Viel aus Joinville überholt uns: breite Schultern und schmale Hüften, der Bau der ägyptischen Statuen.

Peyrony hat seine Gangart beschleunigt, und zwar auf so subtile Art, daß ich den Wechsel nicht gleich bemerke. Wie ruhig er läuft. Wenn er sagt: ‚Beim Laufen ist mir alles piepe', – wer würde die Vollkommenheit vermuten, die sich hinter dieser abgestandenen Redensart verbirgt? Was ist es? Kunstgerechte Eile. Besser noch: Ordnung in der Bewegung. Schneller und schneller kommt er vorwärts, und in seiner Schnelligkeit ist eine Unbeweglichkeit, die mich bezaubert.

Plötzlich dieser dumpfe Kopf! Wie verwirrend, das alles, was sich an diesem sicheren Ort bewegt, nur ein Ziel hat: mir entgegen zu sein. Was sind wohl seine Absichten? So wenig ich zu irgendeinem Zeitpunkt fähig bin, zu ergründen, welche Pläne er über wichtige Dinge faßt, so wenig bin ich in diesem Augenblick fähig, zu unterscheiden, welche der simplen taktischen Regeln dieses Sports – in dem ich doch einer seiner Lehrer war – er zu wählen beabsichtigt, um mich zu schlagen.

Wir müssen um Maurice Rousseaux herumlaufen, der auf der Startlinie Löcher gräbt wie ein Hund.

Wir überholen die Zwillingsbrüder Louvet. Sie laufen genau im gleichen Schritt.

Hinter mir ein Aufschrei. Sturz? Verstauchung? Unwillkürlich möchte ich zurückschauen. Doch wie! Was ist in diesem Augenblick mein Ziel? Den Wettlauf zu gewinnen. Und die ge-

ringste Unaufmerksamkeit kann mein Verderben sein. Ich straffe mich, ich wende mich nicht um. Ein Aufseufzen über das, was hinter mir zurückbleibt.

Eine Taube flattert zu Boden und streift mein Gesicht wie ein Geist.

Jedesmal wenn ich meine Augen erhebe, habe ich das Gefühl, einen Halt loszulassen. Ich muß beim Laufen meine Blicke fest auf die Erde heften, genau zwei Meter vor mir.

Wir laufen bald auf Sonnen-, bald auf Schattenflächen. Schatten von Baumgruppen launisch hingeworfen, wie Spitzenwerk ausgezackt, je nach dem Umriß der Wipfel. Bald begleitet mich mein Schatten, bald ist er nicht da.

Weil ich mit gesenkten Armen laufe, schreit einer am Geländer, da ich vorbeikomme: „Mätzchen!"

Wir überholen Master Norman Drouineau. Jede seiner Hände bewegt sich wie ein kleines Rad. Die linke offen und locker; die rechte geschlossen, als bewahre sie irgend etwas: sei brav, verlier es nicht.

Jetzt schlägt Peyrony einen Haken nach rechts. Wie im Rugby-Spiel. Wozu dieser Haken? Angst, mir als Schrittmacher zu dienen, wenn er vor mir läuft? Oder, um mir die Deckung zu nehmen und mir Wind zu geben? Oder, um freien Raum vor mir zu öffnen, damit ich loslege? Wohl zwanzig Mal habe ich seine Art zu laufen studiert, wenn er gegen seine Kameraden kämpfte. Jetzt kämpft er gegen mich, und ich habe alles vergessen. Ich laufe wie in der Nacht.

Doch fühlte ich mich nicht bei allem, was ich tat, wie in der Nacht?

Mit geschlossenen Augen würde ich die Stelle erkennen, wo ich

beginnen muß, mich anzustrengen, mit geschlossenen Augen,
am Duft eines Rosenstrauchs, der dort – zweihundert Meter vor
dem Ziel – sich am Saum der Bahn erhebt.
Wie werde ich meine Sinne brauchen müssen!
Und die Sinne trügen nicht.

Höchster Fieberpunkt. Mein Hirn hatte meinen Beinen den Be-
fehl zur Attacke erteilt. Durch welche höchst wunderbare be-
sondere Witterung hat ihn der ‚Feind' aufgefangen? Oh Rosen-
strauch, warst du sein Helfershelfer? Einen Sekundenbruchteil,
bevor meine Beine den Angriff beginnen, tun es die seinen. Ich
kämpfe, um ihn einzuholen. Ich kann es nicht. Zehn Jahre älter
bin ich als er und kann es nicht! Außerordentliche Augenblicke,
da ich allen Gehalt meiner Reife ausschöpfe und verströme und
diesen Jungen nicht einzuholen vermag. Es ist, als wenn zwi-
schen uns beiden ein Block komprimierter Luft stände, der
uns trennt. Verzweiflung schreit, brennt in meiner Schnellig-
keit, weht hinterher wie die wagrechte Flamme der eilends hin-
weggetragenen Fackel. Verzweiflung an allem, was in mir war,
was zerbrochen ist und nicht mehr heil werden will, an allem,
was steif geworden ist und nicht mehr lebendig werden will, an
allem, was geblüht hat und nicht mehr blühen will. Und dazu
Staunen und Verdruß, ganz kindisch: ‚Hat der aber lange Beine!
Donnerwetter, kein Wunder, daß – – –' Und sogar eine Spur
von Böswilligkeit: ‚Er hat mich behindert. Das zählt nicht.'
Ich stürze mich dem doppelgesichtigen Schicksal entgegen. Und
seine beiden Gesichter verdammen mich: lächerlich bin ich,
wenn ich mich von einem Knaben besiegen lasse; lächerlich,
wenn ich ihn mit solcher Anstrengung besiege.

So waren wir in der großen Kurve angelangt, wie auf einem Abhang. (O Pathos der Kurven!) Der leere Raum zwischen uns ist größer geworden, dieser abscheuliche leere Raum, so groß scheint er mir wie alle Räume der Erde zusammen. Und man brauchte diesen Raum nur auszufüllen, und es will nicht gelingen. Und diese Spanne versinnbildlicht zugleich den Abgrund, der nun plötzlich sich auftut zwischen dem, der mehr kann, und zwischen dem, der weniger kann. Und mein wundes Herz lastete auf meinem Lauf. Und ich lief hinter dem Flüchtigen her wie hinter dem Glück.

Doch als wir in den Endspurt kamen, dort, wo die beiden Bahnen allmählich ineinander münden, wie edle Ströme, wie an Stärke ebenbürtige Brüder, da ward mir die köstliche Mitteilung, daß Peyrony zu versagen anfing. An den Stößen seines Kopfes, an der Unbeherrschtheit seiner Haltung merkte ich, daß er seine Leistungsfähigkeit überschritten hatte. Vierzig Meter vor dem Ziele holte ich ihn ein. Nun begann auch ich, mit den Armen, mit dem Oberkörper, mit dem Kopf zu arbeiten; zurückgeworfen trug ich ihn wie die Bacchanten. Und also bewies ich endlich mit Glanz, daß ich mehr vermochte als ein Obertertianer.

Keuchend standen wir einander gegenüber. Oh, das gewaltige, das verwirrende Wogen der geplagten Körper! Ich sehe, wie unter dem Trikot die Zusammenziehungen seines Bauches und das Hüpfen seines Herzens ihre Wellen vermählen, wie Wellen zweier Steine, die man ins Wasser wirft. Dann besänftigt sich der Aufruhr. Nun stehen wir still, doch noch voller Erregung. Das ist jener Augenblick, den die griechische Plastik festhält, wo die Ruhe eine in sich vollendete Bewegung ist.

„Na", sagt er. „Du hast sicher nicht geglaubt, daß du als erster ans Ziel kommst."
Ich fasse nach meinem blessierten Kreuz. Jawohl, ich wage diese Simulantengeste. Denn es ist nicht wahr, ich weiß nicht, wie es kam, ich habe meine alte Verwundung nicht gespürt!
„Vergiß nicht," sage ich, „daß ich acht Granatsplitter habe."
„Und du, daß ich schon eine Runde gelaufen bin, während du da drüben standest und die Daumen drehtest."
Er legt die Schuhe ab, um seine nackten Füße zu kühlen. Wir strecken uns im Graben aus, der an den Renntagen zum Fluß wird. (Fein, wenn jetzt eine Granate dahersauste!) Die Hecke deckt uns. Wir sind wie in einer kleinen Barke auf einem Meer von Grün.

Aus dem Roman „Die Olympiaden" übertragen von Hans Kauders

RAINER MARIA RILKE / JAROSLAWNAS LIED

... Da hört man die Stimme der Jaroslawna. Einem einsamen Kuckuck gleich klagt sie seit Morgengraun. Fliegen will ich – sagt sie – wie ein Kuckuck den Dunaj entlang! meinen Ärmel von Biberpelz will ich hineinhalten in den Kajal-Fluß; auswaschen will ich dem Fürsten die blutigen Wunden seines grausamen Leibes.
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „O Wind, Wind, – Herr, warum wehst du so sehr? Warum mit deinen leichten Flügeln treibst du die Pfeile des Khans zu meines Geliebten Kriegsheer? Wär es dir nicht genug, hoch unter den Wolken zu wehn und Schiffe zu schaukeln auf

blauem Meer? Warum, Herr, hast du mein Frohsein verweht über das Grasland hin?"
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl der Stadt, auf den Mauern und spricht: „Dnjepr, du Held, du durchschlugst dir die steinernen Berge im polowtzischen Land. Du trugst liebkosend auf dir Swjätoslaws Kähne hinein in das Heer des Kobjak; nun trage zärtlich, Herr, auch den Gatten mir zu, daß ich ihm nicht ans Meer muß Tränen schicken im Morgengraun."
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „Helle du, überhelle Sonne! Du bist allen warm und gut. Herrin, warum legst du glühend dein Licht auf die Mannen meines Gemahls?... Durst hat ihnen im wasserlosen Land die Bogen gedörrt, und Niedergeschlagenheit schließt ihnen die Köcher zu..."

IGOR KEHRT HEIM

Zur halben Nacht erhob sich das Meer. Wassersäulen wanderten wolkig darüber hin. Gott zeigt dem Fürsten Igor den Weg aus polowtzischem Land nach der russischen Erde, zu seines Vaters goldenem Thron. Es war nach dem Abendrot. Igor schläft... Igor wacht trotzdem; Igor mißt in Gedanken das Feld vom großen Don bis an den kleinen Donetz. Olwur pfeift über dem Fluß, als rief er ein Pferd, dem Fürsten zum Zeichen... Und schon ist Fürst Igor nicht mehr da! In Freude rief er laut auf; dumpf hallte die Erde nach, und es rauschte das Gras. Unruhe entstand in den polowtzischen Zelten... Aber der Fürst Igor entlief als Wiesel ins Schilfrohr und schwamm, weiß, als Reiherente über das Wasser. Er warf sich auf sein flüchtiges Pferd, sprang nackt, als grauer Wolf, ab von ihm, jagte zu den Fluren

des Donetz und flog als Falke durch den Nebel dahin, sich Schwäne erlegend und Enten zum Frühstück, Mittagbrot und Nachtmahl. Während Igor Falke war und flog und Olwur unten als Wolf dahinraste, von sich abschüttelnd den eisigen Tau: jagten die anderen ihre raschen Pferde zu Schanden.

Und es sprach Donetz, der Fluß: O Fürst Igor! Groß ist deine Herrlichkeit, groß der Haß des Kontschak und groß die Freude der russischen Erde. Und Igor sprach: O Donetz, groß ist deine Herrlichkeit, weil du zärtlich auf den Wogen den Fürsten getragen hast, weil du ihm grünendes Gras hingebreitet hast auf deinen silbernen Rändern und ihn bekleidet hast mit warmen Nebeln im Schatten deiner grünen Uferbäume; weil du ihn in Schutz genommen hast: als Wildente auf dem Wasser, als Möwe über den Wellen und auf den Winden als Falken... Man erzählt von dem Stugna-Fluß, daß er anders sei. Seine mageren Wellen verschlangen die fremden Bäche, und er grub sich Kanäle unter dem Buschwerk und schloß in ihnen den fürstlichen Knaben Rostislaw ein, nah bei des Dnjeprs traurigen Ufern. Und es weinte Rostislaws Mutter über den jugendlichen Prinzen Rostislaw; alle Blumen waren kleinmütig vor Mitleid, und die Bäume hingen aus Trauer zur Erde.

Das ist nicht Elsterngeschwätz: Gsa und Kontschak verfolgen Igor. Da krächzten die Raben nicht, verstummt waren die Krähen und das Schwatzen der Elstern; nur die Klettervögel kletterten, und klopfend wiesen die Spechte den Weg an den Fluß; Nachtigallen sangen selig den Morgen.

Da flüsterte Gsa dem Kontschak: „Fliegt der alte Falke zu Nest, so schießen wir den jungen mit unseren goldenen Pfeilen.“

Und es antwortete Kontschak dem Gsa: „Fliegt der alte Falke



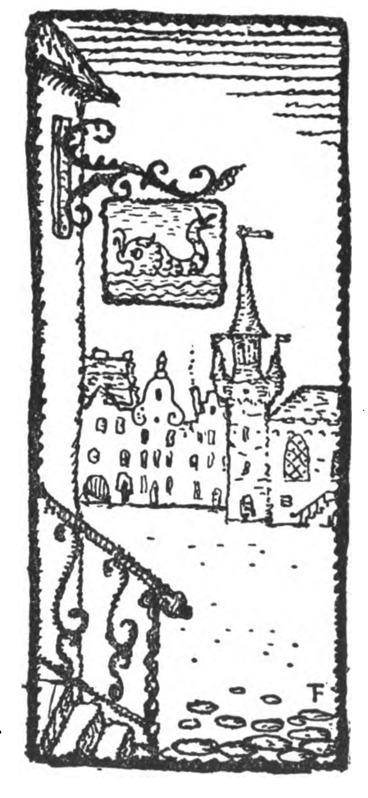
zu Nest, so fangen wir den jungen mit einem schönen Mädchen."
Und es flüsterte Gsa dem Kontschak: „Wenn wir ihn fangen mit einem schönen Mädchen, dann bleibt uns weder der junge Falke noch die junge Schöne, und wir können Vögeln nachjagen auf polowtzischem Feld."

Aus der Übertragung der altrussischen Dichtung „Das Igorlied"

FELIX TIMMERMANS / DIE HEILIGENBILDER

Jetzt waren sie nach und nach trunken geworden, hatten heiße Gesichter und verwirrte Gedanken, so daß sie nicht mehr wußten, in welcher Provinz sie wohnten.
Der sanfte Schwan hatte sich, wie immer, beizeiten fortgeschlichen; Kuckuck spielte noch auf der Mandoline, ohne daß jemand ihm zuhörte.
Livinus erzählte von Gemälden und Heiratspapieren, die nicht kämen, er verwechselte Anna-Marie mit Grain d'Or und Grain d'Or mit Anna-Marie. Die seltene Schönheit dieser Frau hatte sein empfindliches Gemüt erschüttert, daß er am Ende nicht mehr wußte, welche er nun heiraten sollte.
Corenhemel zeigte eine traurige Miene und sprach mit Pirruhn über Katinka, und Pirruhn sagte zwischen jedem Satz: „Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide, und Anna-Marie muß dabei sein."
Van de Nast war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen; er gab dabei ein Geräusch von sich, wie ein kleines Ferkel am Euter seiner Mutter.

Zwanzigmal hatte Barbara die Männer schon gebeten, nach Hause zu gehen, da es bereits viel zu spät war; aber niemand kümmerte sich darum, und dann löschte sie einfach die Lampe aus, so daß sie ihren Wein nicht mehr finden konnten.



„Wir wollen Anna-Marie unter ihrem Fenster ein Ständchen bringen!" schlug Livinus vor.

„Aus-gezeichnet!" meinte Pirruhn.

„Gut!" sagte Corenhemel, „wir holen unsere Instrumente." Sie zogen ab, aber Barbara rief sie zurück, denn sie hatten Van de Nast vergessen.

„Legt ihn auf einen Schubkarren, wir bringen ihn nach Hause", stotterte Pirruhn.

Kuckuck und Livinus holten aus dem Stall einen Schubkarren, warfen den gekrönten Van de Nast darauf und fuhren singend mit ihm weg; sie vergaßen ihre Hüte, aber sie trugen die glänzenden Lorbeerkronen auf dem Kopf.

Barbara schloß hinter ihnen das Tor.

Der Marktplatz lag still, leer und dunkel da. Das Rattern des

Schubkarrens schlug seltsam widerhallend gegen die Giebelwände der schlafenden Häuser.
Kuckuck wollte anfangen zu singen, aber Corenhemel versetzte ihm einen Stoß; erst wenn man an seinem Hause vorbei war, konnten sie machen, was sie wollten.
Mit vorsichtigen Schritten, den Schubkarren langsam vor sich hinschiebend, während der Nachtwächter auf dem Turm sein „Schlaft ruhig“ in die Stille hinausblies, schlichen sie an dem reichen Hause Corenhemels vorbei.
Die große Madonna der Sieben Schmerzen in ihrem Glasschrank wurde von einer runden Laterne beleuchtet, die sich im schwachen Winde wiegte. Eine gespenstige Helle tanzte auf dem traurigen Antlitz der Mutter Gottes, spiegelte sich in den goldenen Blumen der Porzellanvasen neben ihr wider und glitzerte in den sieben Blechschwertern, die in ihrem blutigen Herzen steckten.
Hinter den Fenstern des ersten Stockwerkes brannte ein schwaches Licht. Es war das Zimmer, wo die Kranke in ihrem jämmerlichen Elend lag.
Die Männer guckten etwas ernüchtert hinauf und schwiegen.
Corenhemel kannte dieses Licht, das ihn jede Nacht so vorwurfsvoll anstarrte. Er schloß die Augen davor, seufzte und verachtete sein trauriges Leben.
Als sie an dem Haus vorbei, um die Ecke in die Storchstraße eingebogen waren, fingen sie mit dem Schubkarren zu laufen an, so daß er auf den holprigen Pflastersteinen schüttelte und rüttelte, und sie sangen: „Hü! Pferdchen hü!“
Dort, der efeubewachsenen Mauer des Beginenhofes gegenüber, stand, mit nach vorn überhängendem spitzen Giebel, das be-

scheidene Haus des Holzschneiders und Glockenspielers Van de Nast.
Vor der Tür hielten sie an.
Livinus flüsterte: „Also meine Herrschaften, ihr könnt ja machen, was ihr wollt, aber ich bleibe hier nicht stehen, denn es ist schon erbärmlich spät, und wir haben alle Aussichten, daß seine Frau uns einen Eimer Wasser auf den Kopf schüttet. Armer Van de Nast, dir wird es ja wieder dreckig gehen!"
„Ich bleibe auch nicht hier", sagte Corenhemel.
„Wir wollen klopfen und uns dann aus dem Staube machen", meinte Livinus.
„Ein guter Gedanke!" piepste Kuckuck...
„Ich werde nicht wanken und weichen, und wenn sie das ganze Meer über mich ausschüttet!" erklärte Pirruhn. Er drückte sich die goldene Lorbeerkrone fester auf den Kopf.
Als er gerade im Begriff war, an der Messingklinke zu rütteln, faselte der schlafende Van de Nast: „O Nachtigall, o edles Tier..."
„Er will die Nachtigall hören", sagte Pirruhn. „Das soll er auch! Auf ins Feld!"
Livinus fuhr mit dem Schubkarren weiter in der Richtung auf die Felder zu.
Während die anderen sich entfernten, blieb Pirruhn zurück. In der nächtlichen Stille klang von weitem der leierige Gesang seiner Freunde.
Er kam am Gefängnis vorbei und hörte hinter armstarken Eisenstäben das Schnarchen eines schlafenden Gefangenen. Da fiel sein Blick auf einen mageren Sankt Rochus, der hinter einem Eisengitter in einer Nische stand und von einer kleinen qualmenden

Lampe beleuchtet wurde. Der Heilige zeigte dem Himmel die Wunde seines hölzernen Kniees, und seine Augen blickten starr und traurig.

Das flackernde Licht warf einen hellen Schein auf Pirruhns goldene Krone.

Da las Pirruhn, mit lauter Stimme, was auf einem kleinen Holzbrett geschrieben stand, das unter der eisernen Opferbüchse an der Wand genagelt war:

O Mensch, geh achtlos nicht vorbei
und bete zu dem heil'gen Mann
Zwei Vaterunser oder drei,
Und wer es möglich machen kann,
Der opfre, was er übrig hat,
damit aus unsrem frommen Land
Und unsrer guten treuen Stadt
die Pest für ewig sei verbannt.

Plötzlich fielen Pirruhn die Worte Joo Pastors ein: „Dieses Jahr wird ein Unglücksjahr."

Ihm war, als fühle er plötzlich den Tod um sich. Die Angst legte sich ihm wie Feuer ums Herz. Das war wahrhaftig noch nie dagewesen.

Er schlug mit seinem Stock nach einem unsichtbaren Etwas. „Weg! Weg!" brummte er und schob durch den mit Spinnweben überzogenen Schlitz der eisernen Opferbüchse neun Frankstücke; er wollte gerade ein zehntes Frankstück hineinstecken, zog es aber plötzlich zurück. „Genug, du Nimmersatt!" schimpfte er, steckte den Franken wieder ein und schritt durch die Nacht nach Hause.

Er hatte seine Kameraden vergessen.

Er holte seinen Schlüssel aus der Tasche, und obwohl er noch Straßen weit von seinem Haus entfernt war, hielt er ihn ausgestreckt in der Hand, um ihn ins Schlüsselloch zu stecken.
„Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide ... und Anna-Marie muß dabei sein!" murmelte er ununterbrochen vor sich hin.
Die Mainacht hing angenehm kühl mit ihren glänzenden Sternen über der kleinen Stadt. Die Menschen schliefen, und die Nachtigallen sangen in den duftenden Gärten. An den Straßenecken, hinter ihren armseligen Lichtern, bewachten die Heiligenbilder die Welt, um sie vor drohenden Gefahren, vor Unheil und Elend zu schützen.

Aus dem Roman „Die Delphine", übertragen von Peter Mertens

VIRGINIA WOOLF / DAS VERWUNSCHENE HAUS

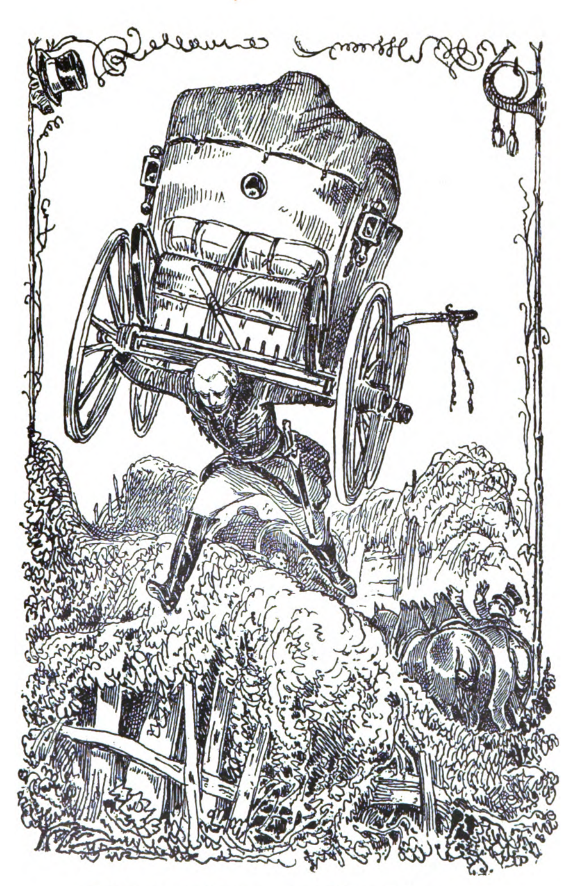
Gleichviel zu welcher Stunde du wach lagst, immer schlug irgendwo eine Tür. Von Zimmer zu Zimmer gingen sie, Hand in Hand, hier einen Vorhang lüftend, dort ein Behältnis öffnend, überall hineinspähend – ein gespenstisches Paar.
„Hier ließen wirs", sagte sie. Und er darauf: „Ja, aber hier auch!"
„Oben ists", murmelte sie. „Und im Garten" – wisperte er.
„Leise," sagten sie, „oder wir wecken sie auf."
Aber davon konnte nicht die Rede sein, daß ihr uns wecktet. O, nein.
„Sie suchen danach; sie zerren am Vorhang", konnte man wohl sagen und dabei weiterlesen, ein oder zwei Seiten. „Jetzt haben sie es gefunden", mochte man überzeugt sein und den Federhal-

ter innehalten lassen am Zeilenende. Und dann, des Lesens müde, mochte man wohl aufstehen und seinerseits Nachschau halten: das Haus völlig leer, die Türen stehen weit offen, einzig die Wildtauben gurren zufrieden, und das Surren der Dreschmaschinen tönt vom Gehöft her. „Wozu bin ich hierher gekommen? Was wollte ich finden?" Meine Hände waren leer. „Vielleicht also eine Treppe höher?" Die Äpfel lagen unangetastet auf ihren Dörrbrettern. Und so bis hinunter zum Keller, der Garten still wie immer, einzig ein Buch war ins Gras geglitten.

Aber im Wohnzimmer hatten sie's aufgespürt. Nicht als ob man sie je hätte sehen können. Die Fensterscheiben widerspiegelten Äpfel, widerspiegelten Rosen; all die Zweige malten sich grün im Glas. Wenn sie ins Wohnzimmer vordrangen, so verriet sie nichts anderes, als daß auf einmal die gelbe Seite des Apfels sichtbar ward. Jetzt, ein weniges später, hing es an den Wänden, lastete von der Decke – was? Leer blieben meine Hände. Der Schatten einer fliegenden Drossel huschte über den Teppich; aus den tiefsten Tiefen der Stille rief die Wildtaube ihren girrenden Laut. „Geborgen, geborgen, geborgen", pocht leise der Pulsschlag des Hauses. „Geborgen der Schatz; das Zimmer ..." jäh setzte der Puls aus.

Oh, also wars der verborgene Schatz?

Einen Augenblick später war der Tag hinweggedunkelt. Hinaus in den Garten also? Aber schon spann Finsternis um die Bäume, ein letzter Sonnenstrahl verweilte noch. Sachte, einzigartig und unbeteiligt versank hinterm Horizont der Strahl, den ich für immer hinter dem Fenster angezündet gewähnt hatte. Tod war das Glas; Tod stand zwischen uns; erst zum Weibe ge



Theodor Hosemann: Münchhausen

kommen, vor Hunderten von Jahren, dann fort aus dem Hause, nachdem er alle Fenster versiegelt; dunkel lagen die Zimmer. Er verließ es nun auch, ließ auch sie, wandte sich gen Norden, wandte sich ostwärts, sah die Sterne verkehrt stehen am südlichen Himmel; gedachte des Hauses – und fand es versunken hinter den Dünen. „Geborgen, geborgen, geborgen," hämmert der Puls des Hauses heiter, „euer Kleinod."

Der Wind fegt über die Landstraße. Die Bäume biegen sich und neigen sich auf diese und auf jene Seite. Streifen Mondlichts klatschen und sprühen wild im Regen. Aber der Streifen Lampenlicht strahlt ungebrochen aus dem Fenster. Die Kerze brennt steif und still. Tappend durchs Haus, die Fenster öffnend, wispernd, um uns nicht zu wecken, das gespenstische Paar auf der Suche nach seinem Glück.

„Hier schliefen wir", sagt sie. Und er fügt hinzu: „Küsse ohne Zahl." „Morgens beim Erwachen"... „Silber zwischen den Bäumen" – „Droben" – „Im Garten" – „Wenn der Sommer kam" – „Zur Schneezeit im Winter" – Türen schlagen irgendwo weit weg, leise nachklappend wie Herzschlag.

Näher kommen sie; stehen still auf dem Gang. Der Wind sänftigt sich, der Regen gleißt silbern über das Fensterglas. Unsere Augen fallen zu; wir hören nicht die Schritte neben uns; sehen nicht die Dame ihren geisterhaften Mantel raffen. Seine Hände blenden die Laterne ab. „Sieh her!" flüstert er.

„Sie schlafen tief. Liebe spielt um ihre Lippen." Vorgebeugt, ihre silberne Lampe hochgehalten, betrachten sie uns lange und sinnend. Lange verweilen sie. Der Wind bläst stetig; unstet neigt sich die Flamme. Wilde Fetzen Mondlichts zucken über Fußboden und Wände, trifft sichs, so fällt Licht auf die gespannt

vorgeneigten Gesichter; die nachdenksamen; die Gesichter, welche die Schlafenden ausforschen auf der Suche nach ihrem entschwundenen Glück.
„Geborgen, geborgen, geborgen“, das Herz des Hauses schlägts zuversichtlich. „Lange Jahre“ – seufzt er. „Aber du fandest mich wieder. Hier –“ murmelt sie, „schlafend; lesend im Garten; lachend, wenn ich Äpfel aufreihte in der Bodenkammer. Hier ließen wir unseren Schatz.“ – Näher gerückt, läßt mich ihr Licht die Lider aufschlagen. „Geborgen, geborgen, geborgen“, klopfts stürmisch in des Hauses Herztakt. Erwachend, schreie ich: „Das also ist euer verborgener Schatz: Die Helligkeit im Herzen?!“

Übertragen von Hans B. Wagenseil

ALDOUS HUXLEY / DAS PORTRÄT

„Bilder?“ meinte Mr. Bigger, „Sie wollen einige Bilder sehen? Oh, bitte, wir haben gerade ein paar sehr interessante Stücke drüben in unserem Ausstellungsraum. Franzosen und Engländer, wissen Sie.“
Der Kunde hob abwehrend die Hand und schüttelte den Kopf. „Nein, nein, moderne Sachen sind nichts für mich“, erklärte er in seinem gemütlichen Nordenglisch. „Ich will wirkliche Bilder, alte Bilder. Rembrandt und Reynolds und dergleichen.“
„Ich verstehe.“ Mr. Bigger nickte. „Alte Meister. Oh, gewiß, bei uns finden Sie alte und moderne.“
„Die Sache ist die“, sagte der andere. „Ich habe mir vor kurzer Zeit ein ziemlich großes Haus gekauft – ein Herrenhaus“, setzte er mit eindrucksvoller Betonung hinzu.

Mr. Bigger lächelte; die Unbefangenheit dieses schlichten Mannes hatte etwas ungemein Einnehmendes. Er fragte sich, auf welche Weise der Mann wohl zu seinem Vermögen gekommen sei. ‚Ein Herrenhaus.' Die Art, wie er das gesagt hatte, war wirklich reizend gewesen. Hier stand ein Mann, der sich von der Dienerschaft zur Herrschaft eines Herrenhauses emporgearbeitet hatte, von der breiten Basis der feudalen Pyramide zu ihrem schmalen Gipfel. Seine eigene Geschichte und die ganze Geschichte der sozialen Klassen waren in jenem Nachdruck auf dem Worte ‚Herren' – enthalten gewesen. Aber der Besucher fuhr fort zu sprechen. Mr. Bigger konnte seinen Gedanken nicht gestatten, weiterzuwandern.

„In einem solchen Haus," sagte der andere, „und wenn man eine gesellschaftliche Stellung wie die meine zu wahren hat, muß man ein paar Bilder haben. Alte Meister, versteht sich. Rembrandts und wie sie alle heißen."

„Gewiß", erwiderte Mr. Bigger. „Ein Alter Meister ist das Symbol sozialer Überlegenheit."

„Ja, das ist es", rief der andere strahlend. „Sie haben genau das ausgesprochen, was ich sagen wollte."

Mr. Bigger verneigte sich und lächelte. Es war entzückend, jemand gefunden zu haben, der die kleinen Ironieen, die man sich gestattete, für nüchternen Ernst nahm.

„Wir würden die Alten Meister freilich nur für die Empfangsräume unten im Erdgeschoß brauchen. Es wäre zu viel des Guten, sie auch in den Schlafzimmern zu haben."

„Viel zu viel des Guten", stimmte Mr. Bigger bei.

„Sie müssen nämlich wissen," fuhr der Herr des Herrenhauses fort, „meine Tochter – sie malt ein wenig. Recht hübsch sogar.

Ich lasse einige ihrer Sachen einrahmen, um sie in die Schlafzimmer zu hängen. Es hat seine Vorteile, wenn ein Künstler in der Familie ist. Es erspart einem, Bilder zu kaufen. Aber wir müssen natürlich was Altes für die unteren Räume haben."

„Ich glaube, ich habe genau das, was Sie suchen." Mr. Bigger erhob sich und drückte auf eine Klingel. ‚Meine Tochter – sie malt ein wenig.' Er stellte sich eine große, blonde, kellnerinartige Person vor, einunddreißig und noch nicht verheiratet, schon etwas überreif. Seine Sekretärin erschien in der Tür. „Bringen Sie mir das Porträt, das venezianische, das im Hinterzimmer hängt. Sie wissen schon, welches ich meine."

„Sie haben es sehr behaglich hier", sagte der Herr des Herrenhauses. „Das Geschäft geht gut, wie ich hoffe."

Mr. Bigger seufzte. „Die Stagnation", meinte er. „Wir Kunsthändler leiden unter ihr mehr als alle andern."

„Ah ja, die Stagnation." Der Herr des Herrenhauses lachte in sich hinein. „Ich sah sie die ganze Zeit voraus. Manche Leute glaubten, die guten Zeiten würden ewig weiterwähren. Die Narren! Ich habe ausverkauft, gerade als die Konjunktur am höchsten war. Darum kann ich mir auch jetzt Bilder leisten."

Mr. Bigger lachte mit. Das war die richtige Sorte von Kunden. „Ich wollte, ich hätte etwas gehabt während der Konjunktur, was ich hätte ausverkaufen können", erwiderte er.

Der Herr des Herrenhauses lachte, bis ihm die Tränen über die Wangen herabkollerten. Er lachte noch, als Miß Pratt wieder eintrat. Sie hielt mit beiden Händen ein Bild wie einen Schild vor sich.

„Stellen Sie's auf die Staffelei, Miß Pratt!" sagte Mr. Bigger.

„Na?" Er wandte sich an den Herrenhausbesitzer, „was halten Sie von dem da?"
Das Bild, das vor ihnen auf der Staffelei stand, war ein Porträt, ein Brustbild. Ein volles Gesicht, sehr weiße Haut, hochbusig, das Kleid aus blauer Seide tief ausgeschnitten, – es schien die typische Italienerin des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen. Ein leichtes, selbstgefälliges Lächeln kräuselte die ein wenig zu dicken Lippen, und in der Hand hielt die Dame eine schwarze Maske, als habe sie sie eben, am Ende eines Karnevalstages, abgenommen.
„Sehr hübsch", sagte der Herr des Herrenhauses. „Aber", setzte er zweifelnd hinzu, „es sieht nicht sehr nach einem Rembrandt aus, nicht? Es ist alles so klar und licht. Bei Alten Meistern kann man gewöhnlich überhaupt nichts sehen; sie sind alle ganz dunkel und verschwommen."
„Sehr richtig", erwiderte Mr. Bigger. „Aber nicht alle Alten Meister sehen wie ein Rembrandt aus."
„Vermutlich nicht." Der Herr des Herrenhauses schien nicht ganz überzeugt zu sein.
„Dies hier ist ein Venezianer des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Farben waren immer so leuchtend. Giangolini hieß der Maler. Er starb jung, wissen Sie. Man kennt kaum ein halbes Dutzend seiner Bilder. Und dieses ist eins von ihnen."
Der Herr des Herrenhauses nickte. Er wußte den Wert der Seltenheit zu würdigen.
„Man bemerkt auf den ersten Blick den Einfluß Longhis", fuhr Mr. Bigger leichthin fort. „Und es ist etwas von der Morbidezza der Rosalba in der Art, wie das Gesicht gemalt ist."

Der andere blickte unbehaglich von Mr. Bigger auf das Bild und von dem Bild auf Mr. Bigger. Man ist nie verlegener, als wenn jemand zu einem spricht, der mehr Kenntnisse hat, als man selbst besitzt. Mr. Bigger nützte seinen Vorteil.

„Sonderbar,“ meinte er, „daß man nichts von Tiepolos Manier darin bemerkt. Finden Sie nicht auch?“

Der Herr des Herrenhauses nickte. Sein Gesicht hatte einen betrübten Ausdruck bekommen. Die Winkel seines Kindermundes zogen sich herab. Man hätte beinahe erwartet, er werde in Tränen ausbrechen.

„Es ist ein Vergnügen,“ sagte Mr. Bigger und ließ endlich locker, „mit jemand zu sprechen, der wirklich was von Malerei versteht. So wenige Leute verstehen etwas davon.“

„Na, ich will nicht gerade behaupten, daß ich mich sehr eingehend damit befaßt habe“, meinte der Herrenhausbesitzer bescheiden. „Aber wenn ich etwas sehe, weiß ich, ob es mir gefällt.“ Sein Gesicht heiterte sich auf, da er wieder festeren Grund unter den Füßen fühlte.

„Also ein natürlicher Instinkt“, sagte Mr. Bigger. „Das ist eine sehr wertvolle Gabe. Ich konnte es Ihnen vom Gesicht ablesen, daß Sie sie besitzen. Ich sah das im Augenblick, als Sie in die Galerie hereinkamen.“

Der Herrenhausbesitzer war entzückt. „Wirklich? Aber nein!“ Er fühlte, wie er wuchs, wie er an Bedeutung zunahm. „Wirklich!“ Er neigte seinen Kopf kritisch zur Seite. „Hm ja. Ich muß sagen, es ist ein sehr gutes Stück Malerei. Sehr fein. Aber Tatsache ist, daß mir ein mehr historisches Bild lieber gewesen wäre, wenn Sie wissen, was ich meine. Etwas mehr Ahnenbilderartiges, wissen Sie. Ein Porträt von jemand mit einer Geschichte

– etwa wie Anne Boleyn oder Lady Hamilton oder der Herzog von Wellington oder so jemand."

„Aber, verehrter Herr, ich wollte es Ihnen ja eben sagen: dieses Bild hat eine Geschichte." Mr. Bigger neigte sich vor und legte seine Hand dem Herrenhausbesitzer aufs Knie. Unter den buschigen Brauen blinzelten seine Augen voll Wohlwollen und amüsierter Heiterkeit. Eine wissende Güte war in seinem Lächeln. „Die Entstehung dieses Bildes hängt mit einer äußerst merkwürdigen Geschichte zusammen."

„Was Sie nicht sagen!" Der Herr des Herrenhauses zog die Augenbrauen in die Höhe.

Mr. Bigger lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Die Lady, die Sie da sehen," sagte er und wies auf das Porträt, „war die Gemahlin des vierten Earls Hurtmore. Die Familie ist jetzt erloschen. Der neunte Earl starb erst voriges Jahr. Ich erwarb das Bild, als das Schloß verkauft wurde. Es ist traurig, das Verschwinden dieser alten Adelshäuser mit ansehen zu müssen." Mr. Bigger seufzte. Der Herrenhausbesitzer blickte feierlich drein, als wäre er in der Kirche. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann fuhr Mr. Bigger in verändertem Tone fort: „Nach den Bildnissen von ihm zu schließen, die ich gesehen habe, scheint der vierte Earl ein langgesichtiger, düster dreinblickender, grauer Mensch gewesen zu sein. Man kann sich ihn nie jung vorstellen. Er war einer von den Männern, die dauernd aussehen, als wären sie fünfzig. Seine Hauptinteressen im Leben waren die Musik und römische Altertümer. Es gibt ein Porträt von ihm, auf dem er in der einen Hand eine Elfenbeinflöte hält und die andere auf das Bruchstück einer römischen Skulptur stützt. Mindestens die Hälfte seines Lebens brachte er auf Reisen

in Italien zu, wo er Antiquitäten nachspürte und Musik hörte. Als er ungefähr fünfundfünzig war, fand er plötzlich, daß es für ihn an der Zeit sei, zu heiraten. Und dies hier war die Dame seiner Wahl." Mr. Bigger wies auf das Porträt. „Sein Geld und sein Titel müssen vieles Fehlende ersetzt haben. Nach ihrem Aussehen kann man sich nicht recht vorstellen, daß Lady Hurtmore ein großes Interesse an römischen Altertümern gefunden habe. Auch dürfte sie, wie ich glaube, nicht viel für die Theorie und Geschichte der Musik übrig gehabt haben. Sie liebte Kleider, sie liebte Gesellschaft, sie liebte das Spiel, sie liebte den Flirt, mit einem Wort, sie liebte es, sich zu unterhalten. Es scheint nicht, daß sich das neuvermählte Paar allzu gut vertragen habe. Aber jedenfalls vermieden die beiden einen offenen Bruch. Ein Jahr nach der Hochzeit beschloß Lord Hurtmore, Italien abermals aufzusuchen. Zu Anfang des Herbstes traf er mit seiner Gemahlin in Venedig ein. Für Lord Hurtmore bedeutete Venedig unbegrenzte Musik. Es bedeutete Galuppis tägliche Konzerte im Waisenhause der Misericordia; es bedeutete Piccini in Santa Maria; neue Opern am San Moise; entzückende Kantaten in einem Hundert Kirchen. Es bedeutete Privatkonzerte von Amateuren; Porpora und die besten Sänger Europas; Tartini und die größten Violinspieler. Für Lady Hurtmore bedeutete Venedig etwas wesentlich anderes: das Glücksspiel im Ridotto, Maskenbälle, fröhliche Soupers – all die vielen Genüsse der vergnüglichsten Stadt der Welt. Da die beiden jedes sein eigenes Leben lebten, hätten sie in Venedig beinahe grenzenlos glücklich sein können. Aber eines Tages hatte Lord Hurtmore den unseligen Gedanken, seine Gemahlin porträtieren zu lassen. Man empfahl ihm Giangolini als einen vielversprechenden Maler, als

den kommenden Mann. Lady Hurtmore begann mit den Sitzungen. Giangolini war hübsch und draufgängerisch. Giangolini war jung. Seine amouröse Technik war ebenso vollendet wie seine künstlerische. Lady Hurtmore wäre mehr als menschlich gewesen, wenn sie ihm hätte widerstehen können. Sie war nicht mehr als menschlich."

„Das ist keiner von uns, he?" Der Herr des Herrenhauses bohrte seinen Finger Mr. Bigger in die Rippen und lachte.

Höflich stimmte Mr. Bigger in das Gelächter ein. Sobald es abgeflaut war, fuhr er fort: „Endlich beschlossen sie, miteinander durchzugehen – über die Grenze. Sie wollten in Wien leben – von dem Familienschmuck der Hurtmores, den die Lady sorgsam in ihren Reisekoffer packen würde. Er war mehr als zwanzigtausend Pfund wert, der Familienschmuck der Hurtmores, und im Wien Maria Theresias konnte man recht schön von den Zinsen von zwanzigtausend Pfund leben.

Die Vorbereitungen waren leicht getroffen. Giangolini hatte einen Freund, der alles für sie besorgte – ihnen Pässe auf einen falschen Namen verschaffte, Pferde mietete, die auf dem Festland ihrer warten sollten, und der ihnen seine Gondel zur Verfügung stellte. Sie bestimmten den Tag der letzten Sitzung für die Flucht.

Der Tag kam. Lord Hurtmore brachte nach seiner Gewohnheit seine Gemahlin in einer Gondel zu Giangolinis Atelier, ließ sie dort auf dem hochlehnigen Modellstuhl sitzen und ging wieder weg, um Galuppis Konzert in der Misericordia anzuhören. Es war um die Zeit, da der Karneval seinen Höhepunkt erreichte. Sogar am hellichten Tage gingen die Leute in Masken umher. Lady Hurtmore trug eine aus schwarzer Seide – dieselbe, die sie da hält, sehen Sie! da auf dem Porträt. Ihr Gemahl, ob-

wohl er kein Nachtschwärmer war und Karnevalsscherze miß-billigte, zog es vor, sich lieber der grotesken Mode anzupassen, als durch Nichtanpassung die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der lange schwarze Mantel, der riesige schwarze Dreispitz, die langnasige Maske aus weißem Papier, sie bildeten in jenen Karnevalswochen den gewöhnlichen Anzug eines jeden venezianischen Edelmannes. Lord Hurtmore wünschte kein Aufsehen zu erregen; also trug auch er ihn. Der Anblick dieses ernsten, feierlich dreinschauenden englischen Mylords, gekleidet in die Clownsuniform eines fröhlichen maskierten Venezianers muß absurd und widerspruchsvoll genug gewesen sein. ‚Pantalon im Gewande Pulcinellas' – so bezeichnete ihn das Liebespaar in seinen Gesprächen; der alte Geck der ewigen Komödie als Clown angezogen. Nun, an jenem Morgen kam, wie ich schon sagte, Lord Hurtmore wie gewöhnlich in einer gemieteten Gondel und brachte seine Lady mit. Und sie wiederum brachte unter den Falten ihres weißen Mantels eine kleine, lederne Schatulle mit, darin kosig in Seide gebettet die Hurtmore-Juwelen ruhten. In dem kleinen dunklen Kasten der Gondel sitzend, sahen die beiden die Kirchen und reichverzierten Paläste und die hohen schäbigen Häuser an sich vorbeigleiten. Unter seiner Kasperlmaske hervor erklang die Stimme Lord Hurtmores ernst, gemessen und unbeirrbar.

‚Der gelehrte Padre Martini', sagte er, ‚hat mir versprochen, mir die Ehre zu erweisen, morgen bei uns zu dinieren. Ich bezweifle, daß es einen Mann gibt, der mehr von der Geschichte der Musik weiß, als er. Ich möchte Sie bitten, sich Mühe zu geben, ihn mit besonderen Ehren zu bewirten.'

,Sie dürfen dessen versichert sein, Mylord.' Sie konnte kaum die lachende Erregung unterdrücken, die in ihr aufschäumte. Morgen um die Zeit des Abendessens würde sie schon weit weg sein – über die Grenze, hinter Görz, und auf der Wiener Chaussee dahingaloppieren. Armer, alter Pantalon! Aber nein, er tat ihr nicht im geringsten leid. Schließlich hatte er ja seine Musik, seinen Krimskram von zerbrochenen Marmorstücken. Unter ihrem Mantel umfaßte sie die Schmuckschatulle noch fester. Wie berauschend vergnüglich doch ihr Geheimnis war!"

Mr. Bigger verschränkte die Finger und preßte die Hände theatralisch auf sein Herz. Er unterhielt sich. Er wandte seine lange Fuchsnase dem Herrn des Herrenhauses zu und lächelte wohlwollend. Der hinwiederum war ganz Aufmerksamkeit.

„Ja, und?" fragte er.

Mr. Bigger löste seine Hände voneinander und ließ sie auf seine Kniee niederfallen.

„Nun," sagte er, „die Gondel hält vor Giangolinis Tür, Lord Hurtmore hilft seiner Frau beim Aussteigen und führt sie hinauf in des Malers großen Arbeitsraum im ersten Stock, übergibt sie mit der gewohnten höflichen Redewendung dessen Obhut und geht wieder weg, um Galuppis Morgenkonzert in der Misericordia anzuhören. Das Liebespärchen hat gut zwei Stunden, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Kaum ist der alte Pantalon sicher außer Sicht, da taucht auch schon des Malers hilfreicher Freund auf, maskiert und im Domino wie jedermann in den Gassen und auf den Kanälen dieses Karnevals-Venedig. Es folgt allgemeines Umarmen, Händeschütteln und Gelächter; alles ist so wunderbar gut gegangen, kein Verdacht erweckt worden. Unter Lady Hurtmores Do-

mino kommt die Schmuckschatulle hervor. Sie öffnet sie, und es setzt laute italienische Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung. Die Brillanten, die Perlen, die großen Hurtmore-Smaragde, die Rubinspangen, die diamantenen Ohrgehänge – alle diese leuchtenden, blitzenden Dinger werden liebevoll untersucht und mit Kennermiene in den Händen gewogen. Auf mindestens fünfzigtausend Zechinen schätzt sie der hilfreiche Freund. Die beiden Liebenden werfen sich einander ekstatisch in die Arme.

Der hilfreiche Freund unterbricht sie; es gibt zuletzt noch einiges zu erledigen. Sie müssen noch ins Polizeiministerium und ihre Pässe unterschreiben. Oh, eine bloße Formsache; aber sie muß geschehen. Gleichzeitig wird er selbst ausgehen und einen Diamanten verkaufen, um die nötigen Geldmittel für die Reise zu beschaffen."

Mr. Bigger machte eine Pause und zündete sich eine Zigarette an. Er blies eine Rauchwolke von sich und fuhr fort:

„So machten sie sich also auf, alle in ihren Masken und Dominos, der hilfreiche Freund in einer Richtung, und der Maler und seine Geliebte in einer andern. Ach ja, Liebe in Venedig!" Mr. Bigger blickte verzückt zur Decke empor. „Waren Sie jemals in Venedig und verliebt, mein Herr?" fragte er den Herrenhausbesitzer.

„Niemals weiter als bis Dieppe", erwiderte der und schüttelte den Kopf.

„Ah, dann haben Sie eines der größten Erlebnisse versäumt. Dann können Sie niemals ganz verstehen, welcher Art die Gefühle der kleinen Lady Hurtmore und des Malers waren, als sie mitsammen die langen Kanäle entlangfuhren und einander

durch die Augenlöcher ihrer Masken anblickten. Vielleicht küssen sie einander bisweilen – obgleich das eigentlich schwer gewesen wäre, ohne sich zu demaskieren. Und es bestand immer Gefahr, daß jemand durch die Fenster des Gondelkastens ihre bloßen Gesichter erkennen könnte. Nein, ich nehme eher an," schloß Mr. Bigger nachdenklich, „daß sie sich darauf beschränkten, einander anzublicken. Aber wenn man in Venedig auf den Kanälen dahinträumt, kann man sich beinahe schon mit dem Anblicken allein zufrieden geben, – schon mit dem Anblicken."

Er liebkoste die Luft mit einer Handbewegung und ließ seine Stimme in Schweigen erlöschen. Er tat zwei oder drei Züge an seiner Zigarette, ohne etwas zu sagen. Als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme sehr ruhig und ausgeglichen.

„Vielleicht eine halbe Stunde, nachdem sie weggegangen waren, hielt eine Gondel vor Giangolinis Tür, und ein Mann in Papiermaske und schwarzem Domino, auf dem Kopfe den unvermeidlichen Dreispitz, stieg aus und ging die Treppe hinauf in des Malers Zimmer. Es war leer. Von der Staffelei herab lächelte das Porträt ein süßes und etwas schicksalhaftes Lächeln. Aber kein Maler stand davor, und der Platz für das Modell war leer. Die langnasige Maske sah sich mit einer ausdruckslosen Neugier in dem Raume um. Ihr umherwandernder Blick kam endlich auf der Schmuckkassette zur Ruhe, die da, wo das sorglose Liebespaar sie gelassen, offen auf dem Tische stand. Die tiefliegenden, dunkelbeschatteten Augen hinter der grotesken Maske verweilten lange und wie gebannt auf diesem Gegenstand. Pulcinella mit der langen Nase schien in Nachdenken versunken.

Ein paar Minuten später ertönten Schritte und lachende Stimmen auf der Treppe. Die Maske wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Hinter ihr öffnete sich lärmend die Tür; trunken vor Erregung, in fröhlicher, lachender Unbekümmertheit, stürmte das Liebespaar herein.

‚Ah, *caro amico!* Schon zurück? Glück gehabt mit dem Diamanten?‘

Der Domino beim Fenster rührte sich nicht; Giangolini plauderte fröhlich weiter. Das Unterschreiben sei ganz ohne jeden Anstand abgelaufen, keinerlei Fragen seien gestellt worden; er habe die Pässe in der Tasche. Sie könnten sofort abreisen.

Lady Hurtmore begann plötzlich unbeherrschbar zu lachen; sie konnte gar nicht aufhören.

‚Was gibt es denn?‘ fragte Giangolini, ebenfalls lachend.

‚Ich mußte eben,‘ keuchte sie zwischen den Ausbrüchen ihrer Heiterkeit, ‚ich mußte an den alten Pantalon denken, wie er in der Misericordia sitzt und feierlich wie eine Eule zuhört,‘ – sie erstickte beinahe und stieß die Worte schrill und gewaltsam hervor, als spräche sie durch Tränen hindurch, – ‚wie er den langweiligen Kantaten dieses alten Galuppi zuhört!‘

Der Mann beim Fenster wandte sich herum. ‚Bedauerlicherweise, Madam,‘ sagte er, ‚war der Maestro heute morgen indisponiert. Es gab kein Konzert.‘ Er nahm die Maske ab. ‚Und so habe ich mir erlaubt, früher als gewöhnlich zurückzukommen.‘ Das lange, graue, tiefernste Gesicht Lord Hurtmores blickte ihnen entgegen.

Das Liebespaar starrte ihn an und war für einen Augenblick sprachlos. Lady Hurtmore griff nach ihrem Herzen; es hatte einen fürchterlichen Sprung getan, und sie verspürte ein entsetz-

liches Gefühl in der Tiefe ihres Magens. Der arme Giangolini war weiß geworden wie eine Papiermaske. Sogar in jenen Tagen der Cicisbei und offiziellen Hausfreunde wußte man von Fällen zu erzählen, da empörte und eifersüchtige Ehemänner zu Mördern geworden waren. Er selbst war unbewaffnet, und Gott allein mochte wissen, welche Waffen der Vernichtung unter jenem rätselvollen Domino verborgen waren. Doch Lord Hurtmore tat nichts Gewaltsames oder Würdeloses. Ernst und feierlich, wie er alles tat, ging er zum Tisch hinüber, nahm die Schmuckschatulle auf, schloß sie sorgfältig, und mit den Worten: ‚Das ist wohl meine Schatulle, glaube ich', steckte er sie in die Tasche und verließ das Zimmer. Das zurückgebliebene Liebespaar sah sich fragend an."

Es entstand eine Stille.

„Und was folgte dann?" fragte der Herr des Herrenhauses.

„Der Umschwung", erwiderte Mr. Bigger und schüttelte traurig den Kopf. „Giangolini hatte sich verpflichtet, mit fünfzigtausend Zechinen durchzugehen. Lady Hurtmore fühlte sich nach einiger Überlegung nicht sehr von der Idee des ‚Liebesglückes in der Hütte' begeistert. Der Platz der Frau, so entschied sie schließlich, ist in der Häuslichkeit – beim Familienschmuck. Aber würde Lord Hurtmore die Sache in genau demselben Lichte erblicken? Das war die Frage, die aufregende, beunruhigende Frage. Sie entschied sich dafür, heimzugehen und sich selber zu überzeugen.

Sie kam gerade zum Mittagessen zurecht.

‚Seine erlauchte Exzellenz warten im Speisesaal', sagte ihr der Majordomo. Die hohen Türflügel wurden vor ihr aufgerissen; sie segelte hinein, majestätisch, Kopf hoch, – aber mit welch

einer Angst im Herzen! Ihr Gemahl stand beim Kamin. Er kam ihr entgegen.

‚Ich habe Sie erwartet, Madam', sagte er und führte sie an ihren Platz.

Das blieb die einzige Anspielung, die er je auf den Vorfall machte. Am Nachmittag sandte er einen Bedienten in des Malers Atelier um das Bild. Es bildete einen Teil des Gepäcks, als er einen Monat später mit seiner Gemahlin die Rückreise nach England antrat. Die Geschichte hat sich mit dem Bild von einer Generation auf die andere vererbt. Ich hörte sie von einem alten Freund der Familie, als ich voriges Jahr das Porträt kaufte."

Mr. Bigger warf das Zigarettenende in den Kamin. Er schmeichelte sich, die Geschichte sehr gut erzählt zu haben.

„Äußerst interessant," sagte der Herr des Herrenhauses, „wahrhaftig, äußerst interessant. Ganz historisch, nicht wahr? Es ließe sich auch von Lady Hamilton oder Anne Boleyn keine bessere erzählen, was?"

Mr. Bigger lächelte zerstreut und abwesend. Er dachte an Venedig – die russische Gräfin, die in derselben Pension gewohnt hatte, der große Baum im Hof vor seinem Fenster, ihr starkes, scharfes Parfüm (es ließ einen den Atem anhalten, wenn man es zum ersten Male roch), und dann das Baden am Lido und die Gondel und die Kuppel von Santa Maria Salute vor dem dunstigen Himmel, genau wie sie aussah, als Guardi sie gemalt hatte. Wie unheimlich lange her das schon schien und wie weit weg! Er war damals kaum mehr als ein Knabe gewesen. Mit einem Ruck erwachte er aus seiner Träumerei.

Der Herr des Herrenhauses sprach. „Also wieviel würden Sie für das Bild verlangen?“ fragte er.

Sein Ton war kühl und ungezwungen; er war ein rarer Vogel, was das Handeln betraf.

„Mja“, sagte Mr. Bigger und verließ widerwillig die russische Gräfin und das paradiesische Venedig von vor fünfundzwanzig Jahren. „Ich habe für weniger bedeutende Bilder als dieses hier auch schon tausend Pfund gefordert. Aber ich will Ihnen dieses gern für siebenhundertfünfzig überlassen.“

Der Herr des Herrenhauses pfiff leise durch die Zähne. „Siebenhundertfünfzig?“ wiederholte er. „Das ist zuviel.“

„Aber mein lieber Herr,“ protestierte Mr. Bigger, „bedenken Sie doch bloß, was Sie für einen Rembrandt von dieser Qualität und Größe zahlen müßten! – Mindestens zwanzigtausend. Siebenhundertfünfzig sind sicherlich nicht zu viel. Im Gegenteil, es ist sehr wenig, wenn man die Bedeutung des Bildes, das Sie da bekommen, in Betracht zieht. Sie haben selber ein genügend gutes Urteil, um zu sehen, daß dieses Bild hier ein sehr feines Kunstwerk ist.“

„Oh, das leugne ich nicht“, erwiderte der Herr des Herrenhauses. „Ich sage bloß, daß siebenhundertfünfzig Pfund ein schönes Stück Geld sind. Puh! Ich bin nur froh, daß meine Tochter selber ein wenig malt. Denken Sie, wenn ich auch die Schlafzimmer mit Bildern ausstatten müßte, die pro Stück siebenhundertfünfzig Pfund kosten!“ Er lachte.

Mr. Bigger lächelte. „Sie dürfen auch nicht vergessen, daß Sie Ihr Geld sehr gut anlegen. Späte Venezianer steigen im Preis. Wenn ich Kapital übrig hätte –“

Die Tür ging auf, und Miß Pratts wuscheliger Blondkopf guckte herein.

„Mr. Crowley möchte wissen, ob er Sie sprechen kann, Mr. Bigger."

Mr. Bigger runzelte die Stirn. „Sagen Sie ihm, er soll warten", erwiderte er irritiert. Er räusperte sich und wandte sich wieder seinem Besucher zu. „Wenn ich etwas Kapital übrig hätte, würde ich das ganze in späten Venezianern anlegen. Bis auf den letzten Penny."

Er dachte, während er dies sagte, daran, wie vielen Leuten er schon erzählt haben mochte, er würde sein ganzes Kapital, wenn er eines hätte, in Primitiven anlegen, in Kubismus, Negerplastik, japanischen Holzschnitten...

Schließlich gab ihm der Herr des Herrenhauses einen Scheck über sechshundertundachtzig Pfund.

„Senden Sie mir, bitte, mit dem Bild eine maschinengeschriebene Abschrift der Geschichte", sagte er, als er seinen Hut aufsetzte. „Es ist eine Geschichte, die man gut seinen Gästen bei Tisch erzählen kann, glauben Sie nicht? Ich möchte alle Einzelheiten gern ganz genau haben."

„O gewiß, gewiß," erwiderte Mr. Bigger, „die Einzelheiten sind äußerst wichtig."

Er geleitete den kleinen Mann zum Ausgang. „Guten Morgen!" – „Guten Morgen!" Weg war er.

Ein hochaufgeschossener blonder Jüngling mit kurzem Backenbart erschien in der Tür. Seine Augen blickten dunkel und melancholisch; sein Gesichtsausdruck, seine ganze Erscheinung waren romantisch und zugleich ein wenig jämmerlich. Es war der junge Crowley, ein Maler.

„Tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen“, sagte Mr. Bigger. „Was wollten Sie denn von mir?“

Mr. Crowley blickte verwirrt drein und zögerte. Wie verhaßt es ihm war, so etwas tun zu müssen!

„Die Sache ist nämlich die,“ sagte er endlich, „ich bin schrecklich knapp bei Kasse. Ich dachte, daß Sie vielleicht nichts dagegen hätten, das heißt, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme, mich für das Zeug zu bezahlen, das ich da unlängst für Sie gemacht habe. Es ist mir unendlich unangenehm, Sie so belästigen zu müssen.“

„Aber bitte, mein junger Freund.“

Mr. Bigger tat diese arme Kreatur leid, die es nicht verstand, sich um sich selbst zu kümmern. Der arme junge Crowley war hilflos wie ein Säugling. „Welchen Preis hatten wir denn vereinbart gehabt?“

„Ich glaube, es waren zwanzig Pfund“, erwiderte Mr. Crowley schüchtern.

Mr. Bigger zog seine Brieftasche hervor. „Na, machen wir fünfundzwanzig daraus“, sagte er.

„Oh, aber das kann ich ja gar nicht annehmen. Nein, wirklich. Danke Ihnen vielmals.“ Mr. Crowley errötete wie ein junges Mädchen. „Möchten Sie nicht vielleicht doch eine kleine Ausstellung von meinen Landschaften veranstalten?“ fragte er, kühn gemacht durch Mr. Biggers wohlwollendes Wesen.

„Nein, nein. Nichts von Ihren eigenen Sachen.“ Mr. Bigger schüttelte unerbittlich den Kopf. „Mit dem modernen Zeug ist kein Geld zu verdienen. Aber ich nehme Ihnen jede Anzahl Ihrer unechten Alten Meister ab.“

Er trommelte mit den Fingern auf Lady Hurtmores glattgemalter Schulter.

„Versuchen Sie noch einen Venezianer!" fügte er hinzu. „Der hier war ein großer Erfolg."

Übertragen von Herberth E. Herlitschka



Joseph Kenny Meadow
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Auf den folgenden Seiten ist außer den Neuerscheinungen aus dem Jahre 1930 eine Auswahl der wichtigsten früher erschienenen Bücher des Verlages angezeigt. Vollständige Verlagsverzeichnisse, insbesondere auch Verzeichnisse der Sammlungen Insel-Bücherei und Bibliothek der Romane sowie der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7) zu beziehen.

RENÉ ARCOS: MEDARDUS. Eine Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von *Friederike Maria Zweig.* Mit einem Aquarell und 9 Holzschnitten von *Frans Masereel.* Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren, Nr. 1—50 auf echt Japan mit der Hand in Leder geb. M 75.—; Nr. 51—300 auf van-Gelder-Bütten in Halbleder M 30.—. Die Japan-Ausgabe wurde vom Dichter und vom Künstler signiert.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH: DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 7.50.

Von einer Kinderwallfahrt voller Größe, Schwermut und Leidenschaft wird erzählt, von einer Geisterstunde der Geschichte, die den Erzengel und den Satan gleich furchtbar zu Worte kommen ließ. Es ist der Roman eines Begebnisses, das nie vergessen werden kann, weil zu viele Geheimnisse der menschlichen Wirrsal an ihm beteiligt sind.

RICHARD BILLINGER: RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen (Bildern). Gebunden M 3.50.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. Gebunden M 5.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch,* in Holz geschnitten von *Fritz Kredel.* Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner,* den Druck die Mainzer Presse, Mainz. Auflage: 1000 Exemplare. Drei Teile. Interimspappband. Drei Teile M 90.—.

ERNEST CLAES: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens.* Mit einem Vorwort und mit Bildern von *Felix Timmermans.* In Leinen M 7.—.

Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun; man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Stellen der Erde, wo kein Krieg war. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht. *Hermann Hesse.*

EGON CAESAR CONTE CORTI: DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 14.—.

Der Verfasser gibt in diesem kulturhistorisch sehr interessanten und, wie sich denken läßt, höchst vergnüglichen Buch, auf Grund einer gewaltigen, 500 Jahre umfassenden Literatur und vieler, von ihm zum ersten Male veröffentlichter Dokumente ein zusammenhängendes Bild vom Ursprung des Rauchens und seiner Entwicklung.

LEONHARD FRANK: HUFNÄGEL. Schauspiel in drei Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

MAHATMA GANDHI: MEIN LEBEN. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger*. In Leinen M 7.50.

Wir verdanken diese Bearbeitung der Lebensgeschichte Gandhis einem seiner vertrautesten Freunde. In der schlichtesten Sprache erzählt der große Inder seine Kindheit, schildert er, wie er in London als Student und Anwalt des Rechts der großen Aufgabe seines Lebens entgegenwächst, wie er in Süd-Afrika, aufgewühlt von den Rechtsverletzungen der Engländer, zum Organisator des passiven Widerstands wird, um endlich den weltgeschichtlichen Kampf für die Freiheit Indiens aufzunehmen und zu führen.

Die Autobiographie dieses Mannes, dessen Name gerade jetzt wieder in aller Welt genannt wird, ist eine erschütternde und tiefe Lebensbeichte, wie ihrer wenige je von Menschen irgendeiner Zeit abgelegt worden sind.

GOETHE IM BILDNIS. Herausgegeben und eingeleitet von *Hans Wahl*. Mit 102 Abbildungen. In Leinen M 6.50.

Wie sah Goethe aus? Noch nie ist eine so gründliche und umfassende Antwort auf diese Frage gegeben worden wie in dem von Hans Wahl, dem Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar, herausgegebenen Buche „Goethe im Bildnis".

Nach Goethes eigenen Worten ist die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt — um wieviel mehr gilt das für den großen Menschen, für Goethe selbst. Auf hundertundzwei Bildtafeln nun treten uns alle wichtigen Gemälde, Plastiken, Zeichnungen und Schattenrisse vor Augen, in denen er zu so verschiedenen Zeiten und in so mannigfachen Auffassungen festgehalten worden ist: von dem Gemälde aus dem Jahre 1765 bis zu der Skizze, die Friedrich Preller an Goethes Bahre gezeichnet hat. So ist diese umfangreiche, sorgfältig und kritisch ausgewählte Sammlung die beste dokumentarische Beglaubigung der Gestalt des Dichters und zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethe-Biographieen.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

ALDOUS HUXLEY: KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 9.50.

Wie Huxley seine Menschen in diesem Roman bald von oben, bald aus der Froschperspektive, jetzt ruhend, dann im Achtzigkilometertempo sieht, das ist schärfste und zugleich sachlichste Gegenwartskunst. Die Personen werden unter der Führung Huxleys unheimlich lebendig. In diesem Buch geht der Dichter nach den „Parallelen der Liebe" weiter auf dem Wege zu der neuen, unserer Zeit naheliegenden Art des Romans. Huxley erweist sich auch hier wieder als Beobachter ersten Ranges. Er ist klug, er überblickt weite Gebiete der menschlichen Gesellschaft und weiß uns auf eine ganz neue und höchst amüsante Weise zu unterhalten und zu fesseln.

DER PROPHET JONA. Nach Luther. Mit zwölf Radierungen von *Marcus Behmer*. 225 Exemplare auf Zanders-Bütten in Halbleinen M 40.—; 25 Exemplare von unverstählten Platten in Ganzleder M 60.—.

KIN PING MEH oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 14.—.

Mit dieser Übertragung aus dem Urtext hat Franz Kuhn ein Meisterwerk der chinesischen Literatur, eines der bedeutendsten Kulturdokumente des chinesischen Volkes, zum ersten Male in die Weltliteratur eingeführt.

Wann hat Europa seit Marco Polo jemals einen so fesselnden Einblick in chinesische Zustände, in das intimste Privat- und Liebesleben der Chinesen, in die verstecktesten Bezirke der chinesischen Seele getan, wann ist ihm ein so grandioser Querschnitt durch die Struktur der chinesischen Gesellschaft gezeigt worden?

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. 8. Band. Mit 9 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.—.

Nach einjähriger Unterbrechung erscheint ein neuer, der 8. Band, des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, aus dessen Inhalt wir die wichtigsten Beiträge namhaft machen: Zehn Briefe Winckelmanns an seinen Verleger Walther. Herausgegeben von *Kurt Gerstenberg*. — *Bernhard Lange:* Goethes Enkel in Leipzig. — *Wilhelm Frels:* Topographie der Goethe-Handschriften. — *Ilse Goslich:* Zelter und seine Verleger. — *Johann Wolfgang Schottländer:* Zelters Beziehungen zu den Komponisten seiner Zeit. — Beethovens Goethe-Kompositionen. Zusammengestellt von *Otto Erich Deutsch*. — *Alexander Bessmertny:* Gottfried Christoph Beireis.

Die Bände 1—7 des „Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg" mit je 4 bis 6 Bildtafeln in Halbleinen je M 6.—. Vorzugspreis aller 8 Bände M 40.—.

EUGEN KÜHNEMANN: GOETHE. 2 Bände. In Leinen M 24.—.

Dieses zweibändige Werk ist die Zusammenfassung der Denkarbeit von drei Jahrzehnten. Es ist so geschrieben, daß es keine Fachkenntnisse voraussetzt und jedem zugänglich ist, der es ernst mit diesen Dingen meint. Ein solches Werk ist mehr als das Werk nur eines Historikers, es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

D. H. LAWRENCE: DER HENGST ST. MAWR. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.—.

Die abenteuerliche und merkwürdige Geschichte von Lou Carrington, Tochter einer hundertprozentigen Amerikanerin, und die ihres schönen Rassepferdes „St. Mawr" ist so erregend erzählt, daß man weit zurückdenken muß, um sich eines ähnlichen Eindrucks zu entsinnen.

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL oder das Leben Shelleys. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Karl Lerbs*. *Neue Ausgabe mit 12 Bildtafeln*. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

Dies ist keine Biographie im üblichen Sinne. Der Dichter prunkt nicht mit Gelehrsamkeit, er hemmt den lebendigen Lauf der Erzählung nicht durch Anhäufung trockener Tatsachen. Die scheinbar mühelose Leichtigkeit der Schilderung, die Sicherheit des Ausdrucks geben dem Buche seine tiefe Überzeugungskraft. Maurois vermag mit wenigen Sätzen Raum und Atmosphäre, mit wenigen Strichen das Wesen eines Menschen zu gestalten. Klar und gültig ist in diesem Roman das herrliche und tragische Schicksal Shelleys nachgebildet.

12 Lichtdrucktafeln geben die wichtigsten Persönlichkeiten in Shelleys Leben nach den besten zeitgenössischen Bildern wieder.

RAINER MARIA RILKE: BRIEFE aus den Jahren 1906 bis 1907. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. In der gleichen Ausstattung wie die Gesammelten Werke. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

Der Briefe zweiter Teil.

ARTHUR RÜMANN: DAS ILLUSTRIERTE BUCH DES 19. JAHRHUNDERTS IN ENGLAND, FRANKREICH UND DEUTSCHLAND 1790—1860. Mit 235 Abbildungen im Text. In Leinen M 30.—

Alle berühmten Meister der Buchillustration sind mit Proben bedeutender Werke vertreten; daneben wurde auf die Arbeiten wenig bekannter Künstler großes Gewicht gelegt. Auf den 380 Seiten ist eine Fülle interessanter Probleme behandelt. Für Liebhaber und Sammler sind die Zusammenhänge zwischen den Ländern besonders reizvoll; sie finden in diesem Werk ihre Deutung und Darstellung.

ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDEN-SAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. 2 Bände. In Leinen M 12.—. Einzeln je M 6.—.

Inhalt des 1. Bandes: Sisyfos und die Sisyfiden — Herakles — Theseus — Meleagros und Atalante.

Inhalt des 2. Bandes: Tantalos und die Tantaliden — Aufgang und Untergang Thebens — Jason und die Argonauten — Quellennachweis und Namenregister zu beiden Bänden.

„Meine Aufgabe", schreibt Albrecht Schaeffer in der Vorbemerkung zur zweiten Folge, „habe ich darin gesehen, die nicht als Ganzes oder zu großen Teilen in Dichtungen gefaßten Stoffe, sondern die in Stücken, in kleinen und kleinsten Splittern durch die frühe Literatur versprengten wiederzugeben."

KARL SCHEFFLER: HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. M 18.—.

Aus der Landschaft und der Bodengestaltung wird der holländische Mensch, seine Stadtkultur und dann mit feinster Witterung die Erkenntnis seiner großartigen, einzigartigen Malerei gewonnen. Es entstand eine Monographie der künstlerischen und damit bleibenden Werte dieses kleinen Landes, dessen

Wirkung auf Europa ungeheuer war. Es gibt wohl zur Zeit kein Buch, das schneller über Holland orientieren und vor allem vor einer Reise einführen könnte, als dieser neue Scheffler. Zu den schönsten Kapiteln des Buches und zum Besten, was Scheffler überhaupt geschrieben hat, gehören seine Ausführungen über Rembrandt. *Königsberger Allg. Zeitung.*

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. Zweite Auflage. In Leinen M 8.50.

„Das Buch von Karl Scheffler“, schreibt Paul Ernst, „ist klassisch nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Gehalt. Ich habe immer an Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ denken müssen. Ich weiß, daß ich da sehr viel sage; aber ich sage es mit Bewußtsein.“

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER: MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 6.—.

Hugo von Hofmannsthal über Rudolf Alexander Schröder: „Schröders Werk steht einheitlich und geschlossen vor uns wie kein zweites im deutschen Sprachbereich. Die Jahrzehnte gehen hin und verändern nichts an diesem Werk, das mit der ersten Gedichtreihe völlig da war, völlig erkennbar — und von niemandem erkannt. „Elysium“, die „Zwillingsbrüder“ — die „Deutschen Oden“, die „Neuen deutschen Oden“; es traten die großen Elegieen dazu, die großen strophischen Gedichte, genannt „Widmungen“, die „geistlichen Gedichte“. Durch jedes Hinzutretende wird das Ganze stärker, ohne in seinem Aspekt die leiseste Veränderung zu erfahren. Nur von dem, was unter höchsten Gesetzen steht, würde ich solches auszusprechen wagen.“

DAVID OCTAVIUS HILL, DER MEISTER DER PHOTOGRAPHIE. Herausgegeben und eingeleitet von *Heinrich Schwarz*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

So wie wir die Drucke Gutenbergs zu den herrlichsten und vorbildlichsten Schöpfungen der Typographie zählen, so sind die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Photographieen des schottischen Malers David Octavius Hill (1802—1870) die kostbarsten Zeugnisse dieser Technik, die alles übertreffen, was danach entstand. Als wollte die Photographie in den ersten Stunden ihrer Entstehung alle ihre Möglichkeiten entfalten, die äußerste Grenze schon im Beginn erreichen, so stehen Hills, mit den einfachsten technischen Mitteln geschaffene „Kalotypien“ ohne Beispiel und unerreicht am Anfang einer neuen Kunst. Kein anderer hat so wie Hill das Mechanische überwunden, keinem anderen wurde die Photographie so sehr zum Erlebnis seines Schaffens. Hill wandte sich vor allem dem Bildnis zu und schuf in wenigen Jahren eine umfangreiche Sammlung photographischer Bildnisse, womit er die ruhmreiche Reihe der großen englischen Bildnis-Tradition beschließt. Gerade in einer Zeit, da die Photographie mit fast elementarer Gewalt in das künstlerische Bewußtsein eindringt und das Interesse für die historische Entwicklung geweckt ist, verdienen diese einzigartigen Leistungen begeistert gewürdigt zu werden. So wird dieses Buch, das zum ersten Male in einer sorgfältigen Auswahl

achtzig der schönsten Photographieen Hills zeigt, überall des lebhaftesten Beifalls sicher sein.

FELIX TIMMERMANS: DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit vielen Zeichnungen vom Dichter. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. In Leinen M 7.—.

Timmermans erzählt in diesem Buch von den Stammgästen des Gasthofes „Zum Delphin" in der alten schönen flandrischen Stadt Lier, denen die Abende im „Delphin" zu einem Bestandteil ihres Lebens geworden sind. Viel Seltsames und Vergnügliches weiß Timmermans von den Delphinen und ihrem Leben zu berichten, von ihrer Liebe und Kunst, ihren Narrheiten und Leidenschaften, vor allem aber von dem Oberhaupt der „Philosophen von Lier" — dem Vorsitzenden der „Delphine" — dem urwüchsigen Notar Pirruhn und von seiner hartnäckigen Liebe zu Adelaide von Sint-Jan.

KARL HEINRICH WAGGERL: BROT. Roman. 8. Tausend. Kart. 5.50; in Leinen M 7.—.

Dieses Buch reinigt unseren verdorbenen Buchgeschmack, an dieser reinen Dichtung merkt man, wie wir mit Erwartungen, Forderungen, Erfüllungen bescheiden geworden sind. Aber hier ist hohes Maß befriedigt. Wenn ein Buch wie dieses übersehen werden sollte, dann ist an unserem Publikum zu verzweifeln. Denn dieses Buch ist Dichtung, fugenlose Dichtung.

Kurt Münzer in der „Neuen freien Presse".

MARTIN WEINBERGER: WOLFGANG HUBER. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

STEFAN ZWEIG: DAS LAMM DES ARMEN. Tragikomödie in drei Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50.

NEUE BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI:

87. ALBRECHT SCHAEFFER: DIE SAGE VON ODYSSEUS.
115. RAINER MARIA RILKE: DIE SONETTE AN ORPHEUS.
126. JAKOB BURCKHARDT: GRÖSSE, GLÜCK UND UNGLÜCK IN DER WELTGESCHICHTE.
127. MAXIM GORKI: KONOWALOV. Novelle.
134. HUGO VON HOFMANNSTHAL: ALKESTIS. Drama.
301. R. L. STEVENSON: DER SELTSAME FALL VON DOKTOR JEKYLL UND MR. HYDE. Eine Kriminalgeschichte.
334. HANS CAROSSA: DIE SCHICKSALE DOKTOR BÜRGERS.
409. RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AN EINE JUNGE FRAU.
410. WILHELM SCHMIDTBONN: DER KLEINE WUNDERBAUM. Zwölf Legenden.
411. ARNOLD ULITZ: BOYKOTT — SCHARLACH. Zwei Schülernovellen.



Vor 1930 sind erschienen:

DICHTER UNSERER ZEIT

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 6.—.

RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

FELIX BRAUN: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier. (995 Seiten.) In Leinen M 12.—.

MARTIN BUBER: ICH UND DU. In Pappband M 5.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— GEDICHTE. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BUCH DES DANKES FÜR HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes, Rudolf Bach, Ernst Bertram, Richard Billinger, Hans Brandenburg, Felix Braun, Ludwig Curtius, Willi Geiger, Wilhelm Hausenstein, Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal, Katharina Kippenberg, Alfred Kubin, David Herbert Lawrence, Max Mell, Alfred Mombert, Ernst Penzoldt, Josef Ponten, Albrecht Schaeffer, Franz Schoenberner, Ludwig Strauß, W. E. Süskind, Regina Ullmann, Stefan Zweig.* Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher.* In Leinen M 7.—.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann.* In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: BRUDER UND SCHWESTER. Roman. 40. Tausend. Kart. M 4.50; in Leinen M 6.50.

LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 30. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE URSACHE Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

— KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

— DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 8.50.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

— EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 10. Tausend. In Leinen M 4.50.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappband M 4.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder*. In Leinen M 5.—.

— GEDICHTE. In Leinen M 4.—.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. In Leinen M 18.—.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.



RICARDA HUCH: MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 31. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 8.50.

RUDOLF KASSNER: DER INDISCHE GEDANKE — VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Zweite Auflage. In Pappband M 4.50.

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.50.

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers. Dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

— NARCISS ODER MYTHOS UND EINBILDUNGSKRAFT. In Leinen M 6.—.

— DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M 5.—.

HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 53. Tausend. *Auf Dünndruckpapier*. In Leinen M 6.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffe-Richthofen*. In Leinen M 7.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Leinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

— SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ALFRED MOMBERT, AEON. Dramatische Trilogie. Zweite Auflage. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M 3.50.

— DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. Neue Ausgabe. In Pappband M 3.50.

— DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. Dritte Auflage. In Pappband M 3.50.

— DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.50.

HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Hans Kauders*. In Leinen M 7.—.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

GEORG MUNK (PAULA BUBER): DIE GÄSTE. Sieben Geschichten. In Leinen M 6.—.

— IRREGANG. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M 5.—.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. 15. Tausend. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke". In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.—.

— DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 45. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 8.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

— DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobes Opfer — Ballade vom Gerechten — Bruder-Legende — Chrysoforos — Abrahams Opfer.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. 2. Aufl. In Pappband M 5.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

— MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

FELIX TIMMERMANS: PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 34. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

REGINA ULLMANN: GEDICHTE. In Pappband M 3.—.

— DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M 4.—.

PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

— REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3.—.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE. DIR. Gedichte und Zeichnungen. 8. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M 6.50.

— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 48. Tausend. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 7.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 70. Tausend. In Leinen M 7.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE“ lieferbar in Leinen zum Preise von M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.
DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.



STEFAN ZWEIG: MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

KLASSIKER- UND GESAMTAUSGABEN

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Zehn Bände in Leinen M 90.—; in Leder M 160.—.

— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.
Hiervon erschienen als Einzelausgaben (in Leinen je M 9.—):

— DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

— DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

— DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 16. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.

GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann*. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

*

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt*. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen*. In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23.—24. Tausend. In Leinen M 8.—.

— WILHELM MEISTER. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21.—23. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 20. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 42. Tausend. In Leinen M 4.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in acht Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.
Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Als Einzelausgaben erschienen:

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

– STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend.

– DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 20. Tausend.

– WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 12. Tausend.

– BUNTE STEINE. NACHLESE. 8. Tausend.

– AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite, verbesserte Auflage. In Leinen M 7.—. Gleichzeitig als Ergänzungsband der Gesammelten Werke.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.



EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M 6.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Halbleder M 7.50.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Vollbildern. 44. Tausend. In Leinen M 8.50.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 16.—.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.



FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen. In Leinen M 24.—.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. 20. Tausend. In Halbleder M 14.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. 6. Tausend. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 12.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. 10. Tausend. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

HANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg.* Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt.* Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

LOU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. Mit 8 Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 6.50.

CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 12. Tausend. In Leinen M 7.50.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.50.



HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Abues*. Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK UND MUSIKER

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage, auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.—

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Leinen M 70.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Leinen M 9.—.

Vor kurzem ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" dieses große Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat.

„Nicht darauf kommt es an, daß unser Volk wisse, wie sich die deutsche Vergangenheit im Kopfe der heutigen Schriftsteller ersten und letzten Ranges abspiegelt, sondern darauf, daß jeder Deutsche ein ursprüngliches Verhältnis zum Arbeiten, Kämpfen und Erleben seiner Ahnen und Väter gewinne und daß er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwächst in das ganze deutsche Volkstum und dabei doch immer ein Eigener und Selbständiger sei." *Der Herausgeber.*

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG / DAS FRANKENREICH / DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER / DIE HOHENSTAUFEN.

Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER / DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER / ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN / FÜRSTEN UND RITTER / BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzleder M 125.—; in Halbpergament M 100.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

BLOCKBÜCHER. DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. — DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Hergestellt in je 500 numerierten Exemplaren auf handgeschöpftem Papier. In Halbpergament: Entkrist M 55.—; Defensorium M 45.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Taus. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergt. M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. Nr. 1—75 auf Japanpapier in Maroquinhandband M 80.—; Nr. 76—200 auf Büttenpapier in Halbpergament M 30.—.

— DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—. Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER CRANACH-PRESSE ZU WEIMAR

GOERTZ, MAX: GEDICHTE. In 300 Exemplaren gedruckt, von denen 250 in den Handel gelangen. In Pappband M 10.—.

— ZWEI NOVELLEN. Als Manuskript in 60 numerierten Exemplaren gedruckt, von denen 30 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 40.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE. Liebhaberausgabe in vier Bänden. Die Auflage beträgt 200 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, 20 von I—XX numerierte auf Japan und 5 mit A—E bezeichnete auf Pergament.
Preise der drei Ausgaben:
a) 5 mit A—E bezeichnete Exemplare auf Pergament in Pergamentkasten. Jeder Band M 950.—;
b) 20 von I—XX numerierte Exemplare auf Japanpapier. Jeder Band in Leder M 150.—;
c) 200 von 1—200 numerierte Exemplare auf Maillol-Kesslerschem handgeschöpftem Büttenpapier. Jeder Band in Halbpergament M 80.—.

Inhalt der vier Bände: I. Band: Erste Gedichte — Frühe Gedichte — Die weiße Fürstin. II. Band: Das Buch der Bilder — Das Stunden-Buch — Requiem (Für eine Freundin — Für Wolf Graf von Kalckreuth — Für einen Knaben). III. Band: Neue Gedichte (beide Teile) — Das Marienleben — Duineser Elegien. IV. Band: Die Sonette an Orpheus — Letzte Gedichte — Gedichte aus dem Nachlaß — Gedichte in französischer Sprache (Les Vergers — Les Fenêtres — Les Roses).

SHAKESPEARE: HAMLET. Übersetzt und eingerichtet von *Gerhart Hauptmann*, gesetzt und auf der Handpresse gedruckt unter Leitung von *Harry Graf Kessler*. Mit 75 Figurinen und Holzschnitten von *Edward Gordon Craig*. Ausgabe I: 230 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten in Halbpergament-Mappe M 280.—; in Maroquin M 350.—. Ausgabe II: 17 Exemplare auf Japan mit je 2 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Halbpergament-Mappe M 800.—; in Maroquin M 1000.—. Ausgabe III: 8 Exemplare auf Pergament mit je 3 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Ganzpergament-Mappen M 2000.—; in Maroquin M 2200.—.

VERGIL: ECLOGEN. In der Ursprache und Deutsch. Übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Mit 43 Holzschnitten von *Aristide Maillol*. Einmalige Auflage: Ausgabe I: 250 Exemplare auf Hanfpapier, in Halbpergamentmappe M 220.—, in Maroquin M 280.—. Ausgabe II: 36 Exemplare auf besonderem, aus reiner Chinaseide hergestelltem Papier, in Halbpergamentmappe M 800.—, in Maroquin M 875.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 100.—; in Maroquin M 150.—.
Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

Elfter Jahrgang. Vier Hefte zum Preise von M 3.—;
in Leinen M 5.—.
Einzelheft M 1.—.
Das „Inselschiff" unterrichtet fortlaufend über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Vollständiges Verzeichnis unberechnet.

Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo solche nicht vorhanden ist, wende man sich an den Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7), der auch ausführliche Sonderankündigungen einzelner Werke auf Wunsch zur Verfügung stellt.

INHALT

BILDER-VERZEICHNIS

Den Umschlag zeichnete Willi Harwerth.

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig


Stanford University Libraries
3 6105 010 671 449

